

NR. 457—461

XIX. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Wehr und Wucher / Glossen / Schweizer Idylle / Worte Schopenhauers / Die Literaturlüge auf dem Theater / Notizen / Ein Kapitel aus François Rabelais' Gargantua / Hans Müller in Schönbrunn / Glossen / Unser weltgeschichtliches Erlebnis

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

1 Krone 50 Heller = 1 Mark 25 Pf.

VERLAG: ‚DIE FACKEL‘, WIEN

III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

VERLAG DER SCHRIFTEN VON KARL KRAUS
(KURT WOLFF)

WORTE IN VERSEN

In 3. Auflage:

Die chinesische Mauer

Essays

Im Druck:

Nachts, Aphorismen

Untergang der Welt durch schwarze Magie

Essays

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag
Leipzig, Kreuzstraße 3b

DIE FACKEL

erscheint in zwangloser Folge.

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Für Österreich-Ungarn:	Für das Deutsche Reich:	Weltpostverein:
18 Nummern K 4.50	18 Nummern Mk. 4.—	18 Nummern K 6.—
36 „ „ 9.—	36 „ „ 8.—	36 „ „ 12.—

Verleger, Autoren, Vereine, Leser werden ersucht, die Zusendung von Büchern, Prospekten, Zeitungsausschnitten, Druckschriften irgendwelcher Art oder Manuskripten an den Verlag oder den Herausgeber der Fackel zu unterlassen.

INHALT der vorigen, dreifachen Nummer 454—456, 1. April 1917:
Goethes Volk / Worte Bismarcks / Glossen / Notizen / Glossen /

Als Bobby starb
Mit einer Beilage

DIE FACKEL

Nr. 457—461

10. MAI 1917

XIX. JAHR

Wehr und Wucher

Ich habe nichts davon verstanden, aber alles gehört.

*

Der Idealist ist nie ein Fachmann:

» ... Der Kriegsminister äußerte *den Wunsch, wie wichtig es wäre, eisgekühltes, frisches Bier bis in die Schützengräben zu schaffen. An ein Geschäft dachte ich nicht, denn ich verstand nichts von Bier, so wie ich heute davon noch nichts verstehe* ... Ich begab mich daher, um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, zum Handelsminister, dem gegenwärtigen Finanzminister, und bat ihn, mich in der Versorgung der Feldtruppen mit Bier — denn nur das hatte ich in Aussicht — zu unterstützen ... Ich habe von vornherein erklärt: Ich lehne jeden weiteren Gewinn ab, ich will kein Kriegslieferant sein. Das war mein stereotypes Wort. Man hat im Kriegsministerium schon über mich gelacht. Der »Nicht—Kriegslieferant« war dort mein *Spitzname* ... Der Handelsminister zeigte sich sehr entgegenkommend und erklärte, er wolle, was ihn betreffe, das Bestreben unterstützen, daß *unsere armen Soldaten draußen kaltes Bier bekommen* ... Es handle sich hier nicht um ein Geschäft der Depositenbank, aber nachdem ich das Anbot bereits gemacht habe, könne ich aus *der Sache nicht mehr verschwinden* ... *Da mir nun bekannt geworden war, daß von seiten der Feldtruppen dringende Anforderungen nach Bier kommen* ... hat mich das veranlaßt, am 11. Juni 1916 eine Immediateingabe an den Kriegsminister zu richten. *Dr. Josef Kranz hat von den Geschäften nicht das Geringste gehabt, nicht ein Heller ist an seinen zehn Fingern hängen geblieben* ... Ich habe mich niemals um die Details des Geschäftes gekümmert, *sondern immer nur für die fertige Sache*. Es konnte auch niemand darüber im Zweifel sein, daß es sich nicht um Geschäfte des Doktor Kranz, sondern um ein Geschäft der Bank handelt. (Mit erhobener Stimme.) *Eine meiner wenigen guten Eigenschaften ist es, daß ich mich nicht um die Abwicklung von Geschäften bekümmere, von denen ich nichts verstehe* ... Es drängt sich mir angesichts einer solchen Anschauung *der dumme Vergleich* auf, daß ich etwa ebensogut, wenn ich meiner Wirtschaftlerin sage, daß ich heute abend zehn Gäste erwarte, selbst in die Küche hinausgehe und kontrolliere, was gekocht wird ... Im Sommer 1916 habe ich mich aber auch einer Aufgabe gewidmet, deren Störung durch die gegenwärtige Strafsache, ohne unbeschneiden zu sein, *leider zum Nachteile unseres Vaterlandes* wirksam werden wird ... *Staatsanwalt*: »Es wäre doch möglich gewesen, Sie in dieser Sache zu ersetzen?« *Angeklagter* (entschieden): *Warum sollte so ein Mann ersetzt werden? Ich habe es mir nicht*

verdient, ersetzt zu werden ... Die Konferenz ist dadurch verhindert worden und die Sache ins Stocken gekommen. Aber, meine Herren, das war nicht die einzige Unternehmung, die ich im allgemeinen Interesse in die Wege leiten wollte. Ich habe der *Kohlennot* Wiens abzuhelfen versucht, ich habe die Nostrifizierung von ausländischen *Metallindustrien* eingeleitet, ich habe eine sehr notwendige *Aluminiumfabrik* gebaut, ich habe eine kommunale *Brotfabrik* und *Reisschälfabrik* zu errichten beabsichtigt. In meinen Plänen lag es auch, die für *Munitionserzeugung* so dringend notwendige *Kalkstickstofffabrik* zu errichten und eine *Werkzeugmaschinenfabrik*, ferner ein Unternehmen für *Motorpflüge*. Ich beteiligte mich auch an der künstlichen *Glyzinerzeugung*. Dr. Kranz führt dann noch andere Unternehmungen an, die er plante und die durch das gegen ihn eingeleitete Strafverfahren nicht verwirklicht werden konnten.

Angekl.: Kann das ein Mann sein, der, wie die Staatsanwaltschaft erklärt, solcher Handlungen fähig ist, wie sie ihm sie vorwirft?

Ob der Mann auch von Kohle, Metallen, Aluminium, Brot, Reis, Munition, Kalkstickstoff, Werkzeugmaschinen, Motorpflügen und Glyzerin nichts versteht, hat er bescheidenerweise verschwiegen,

*

Kein Fachmann:

Vors.: Der Vertrag ist so, daß das Kriegsministerium, falls aus diesem Geschäft ein Schaden erwachsen wäre, niemals von der Depositenbank Ersatz hätte verlangen können. *Angekl.:* Ich bin *nicht mehr Jurist genug*, um das zu differenzieren; ich habe mich seit zwanzig Jahren nicht mehr mit solchen *Details* befaßt.

*

Eine Lulu:

Angekl.: Ich kann das nicht aufklären. Ich erinnere mich nicht. *Ich weiß es nicht.*

*

Wenn man daneben liest.

»*Angekl.:* In der Spiritusindustrie bin ich selbst gegen jede Art von Preistreiberei energisch eingeschritten.«

»Die Anklagebehörde erblickt in Dr. Kranz den Spiritus rector der Preistreibereien.«

*

Angekl.: ... Es ist möglich, daß Perlberger mich einmal gebeten hat, er möchte Bier haben, und daß ich ihn zu Dr. Freund geschickt habe, aber ohne jedes Interesse an der Sache.

Und so einer bekommt, wenn er Bier haben möchte, gleich 70.000 Hektoliter!

*

» ... Dr. Freund, der der Unterredung beiwohnte, hat seine Bedingungen vorgebracht und unter anderem *verlangt, er könne die Sache nur durchführen*, wenn er wegen der Zuteilung des Malzes freie Hand bekomme ... Ich habe mich auch niemals in den internen Geschäftsgang der Bank eingemengt, nichts von den ganzen Verträgen, die in der Bank geschlossen wurden, gewußt, bis mir *eines Tages* Direktor Schönwald meldete: »*Haben Sie gehört, Dr. Freund hat seinen Schwiegervater eingeführt!*« Bezüglich des Bierverkaufes an Rubel habe ich Freund gesagt, *derartige Dinge dürfe man nicht machen*. Freund hat mir damals erklärt, er sehe

ein, daß er schwere Fehler begangen, *er hat direkt geweint, an sein Weib und seine Kinder erinnert.*«

Hier verschmelzen Jargon und Gemüt schon zu einem undefinierbaren Brei.

*

Das Familienleben:

» ... Ja, einer der Herren hat sogar gesagt: Man soll sich den Stall anschauen, aus dem die Kuh herauskommt. *Das war auf meine Frau gemünzt.*

... In dieser Sitzung, wo Dr. Kranz den Ausspruch von der Kuh und dem Stall gemacht hat, wurde ich nach einer lebhaften Debatte hinausgeschickt, dann hat man mich wieder gerufen *und mir gesagt, die Sache ist in Ordnung.*«

*

Eine Volumnia:

Staatsanwalt: Ist nicht die Mutter des Rittmeisters am Geschäft beteiligt gewesen?

*

Was ist das?

» ... Nun war ich aber für 34.000 Hektoliter freihändig gekauftes Bier eingedeckt ... «

*

» ... Meine Ahnung, die ich beim Auftrage des Exekutivkomitees hatte, daß es schwer sein werde, das Bier zu diesem hohen Preise dann abzustoßen, hat mich nicht betrogen.«

Wie kommt eine solche Ahnung in die Depositenbank?

*

Was ist dos?

Verteidiger: Es wird ihnen weiter vorgeworfen, daß Sie mindestens im Oktober nicht mehr gutgläubig die freihändigen Ankäufe machten, weil Sie da nicht glauben konnten, *es sei ein Eindeckungsbedürfnis gegenüber der Heeresverwaltung.* Was antworten Sie darauf? Angekl.: Ich habe wieder nur im Auftrage der beiden Schönwald *eingedeckt.* Ich mußte *optima fide sein, weil ich mit der Lieferung von Olmütz aufgesessen war.*

*

Biblisches:

Zeuge schilderte über Einladung des Vorsitzenden *die Genesis* der Verträge mit Dr. Kranz mit großer Genauigkeit ...

Verteidiger: Sie haben die Entstehung der Warenabteilung nicht wie einen natürlichen sondern wie einen biblischen Schöpfungsakt erklärt. (Heiterkeit.) Sie haben gesagt, auf einmal war sie da ...

... und habe es als eine *Erlösung* betrachtet, als ihm Perlberger telegraphierte, er habe Bier gefunden.

... Ich mußte aus dieser Verlustpost allein einen Zuschlag von 2 K per Hektoliter *herauskalkulieren.*

... Dann kam kaiserlicher Rat Schönwald in das Zimmer, sah seinen Sohn verständnisvoll an und fragte ihn: »Was ist's mit dem Brief?« »*Schon gut*«, war die Antwort.

*

Ein Satz, der wie kaum ein anderer die Geste braucht, bei den andern kann man ja ein Auge zudrücken, aber da muß unbedingt die Hand dabei sein:

Dr. Freund erklärt, daß Dr. Kranz ihm gesagt habe, es ist unglaublich, wie mich die Reitzes ausnützen wollen, bei der Sache wird noch ein *solcher* Skandal herauskommen.

*

Realisten:

Angekl.: ... *Effektiv hat er nichts von sich hören lassen.*

*

Ästheteten :

» ... Dazu kam, daß Herr Porges von der Spirituszentrale mir *nahgelegt* hat, *es wäre gut*, wenn ich diese Privatgeschäfte unterlassen möchte. *Es schaut nicht schön aus.*«

*

Künstler:

» ... *Es handelt sich nun*, eine Form zu finden, in welcher das Geschäft durchgeführt wird, *und ich gab die Anregung in Form eines Conto a metà.*«

*

Wohltäter:

»Was wissen Sie von dem Syndikatskonto I?« — »Nur, daß dieser Syndikatsbrief vom 1. September existiert und daß infolge dieses Briefes das Konto errichtet wurde, *auf dem bisher lediglich 5000 K als Spende für die »Concordia« gebucht sind.*«

Sie hat sie hinterdrein zurückgewiesen. Wie die ergaunerte Gesamtsumme will das Scherflein niemand haben. Wie einst »alles dem Vogel gehören« sollte, so will er jetzt rein gar nichts kriegen. Aber es bleibt ein unsterbliches Konto—Idyll, es ist das Hirtengedicht vor der Schafschur. Eine Buchung, die jene Bände spricht, in denen zwei Jahrzehnte österreichischer Kulturgeschichte enthalten sind. Ich trete zurück vor dem Buchhalter, der das geschrieben hat.

*

Wien, einer bestochenen Presse ausgeliefert, läßt sich zur Zeit von einer imponieren, die von ihren reinen Händen lebt. Es ist aber ein Irrtum, zu glauben, daß die Nützlichkeit des Entschlusses, große Diebe zu hängen, dem Eifer, sie einzelweis anzuzeigen, einen ethischen Wert verleiht. Der Polizist hat seine Pflicht zu erfüllen und tut er es erst, wenn der Publizist ihm hilft, so ist der Staat zu bedauern, nicht aber die Presse zu bewundern. Es liegt nicht der geringste Anlaß vor, moralistisches Aufsehen von solchem Tun zu machen. Es gibt große Diebe; es gibt aber auch Greisler der Ehrlichkeit. Der Kriegsgewinner ist ein Scheusal. Aber der Publizist, der von ihm nicht bestochen ist, sondern im Gegenteil imstande, noch die Verlustanzeige über die Perlenschnur einer Frau zu einer Anzeige des Gatten zu machen, dem Ursprung des Vermögens, von dem die Perlenschnur stammen könnte, coram publico nachzugehen und also gar aus dem Fundamt den Weg ins Sicherheitsbüro zu finden — nein, der ist bloß unappetitlich. Wie schlecht muß das Gesamtgewissen einer Stadt sein, die von solcher Instanz an jedem Abend ihre Sittennoten entgegennimmt! Der Umstand aber, daß ihr vor der geistigen Unzulänglichkeit dieses reinigenden Gewitters nicht schaudert, macht sie tauglich zur Beute der großen Diebe wie der kleinen Antikorruptionisten.

*

Das sprachliche Metageschäft mit der militärischen Sphäre:

Angekl. Freund: Nach dem Vertrage vom 6. oder 9. September, dem Metageschäft, war ausdrücklich von meiner vorgesetzten Direktion fixiert worden, daß die einzelnen Verkäufe im Einverneh-

men mit der Depositenbank zu erfolgen haben. Dadurch war mir die *Marschroute* gegeben: Du mußt von allem wissen.

Zeuge Rittmeister Lustig: ... Es ist ein Unterschied, *wenn* jemand mich um Rat fragt und ich ihm sage: *Ich an deiner Stelle* würde es *nicht riskieren*, in die *Kontermine* zu gehen.

*

Angekl.: Also, der inländische Rum ist nichts anderes als ein Spiritus, der gekauft und dann verarbeitet wurde.

Ganz richtig, wenn noch der Spiritus—Laut hineinkommt. Daß doch der alte Kalauer so zum Gedanken renoviert wurde! Daß die banale Verwechslung so zum Erlebnis gedieh! Daß die unerbittlichen »Rechts schaut!«— und »Links schaut!«—Masken, welche die Fassade jener ästhetischen Sündenburg zieren, die eintretenden Rumlieferanten nicht abgeschreckt haben! Daß der Zusatz von Marmelade den süßesten Tod nicht verdarb! Daß der Verlust von Malz und Hopfen nicht die Erkenntnis vom Wesen dieses Kriegs zum Verzicht erhöht hat! Wann entschließt sich die Welt zum Mitleid mit sich, wenn nicht beim Anblick des Eisig Rubel?

*

» ... Solange ich in Stanislau war, habe ich dort *verkauft* und habe existieren können ... Im September, als der Perlberger aus Lemberg nach Wien gekommen ist, hat er mich gefragt, *warum ich mich nicht auch interessiere* ... «

Zu den hervorstechenden Kennzeichen dieser Sphäre gehört die freihändige Abgabe von transitiven Verben ohne Objekt. Diese Leute nehmen, geben, verdienen, verkaufen, liefern, leisten, decken ein, hinterziehen und interessieren sich. Nie aber erfährt man, was und wofür. Hin und wieder, an wen und wohin:

An Leo Zucker in Raszow, an Freudenthal in Szambor, an Tiger, dann nach Budapest.

Vors.: Wie teuer haben Sie das Bier verkauft? Angekl.: *Verschieden*. Ich glaube, ich habe 89 K. 50 H. bekommen von Freudenthal, von Grünfeld in Budanest 90, kurz bis 100 K. ... Vors.: Wie sind Sie mit Grünfeld zusammengekommen? — Angekl.: *Den hat mir ein Bekannter gebracht aus Budapest* ... Vors.: Was für Spesen haben Sie gehabt? — Angekl.: Erstens eine sogenannte Vermittlungsprovision, das sind usuell 77 H. per Hektoliter bis zu 1 K. Dann, sind *solche* Reisespesen, Telegrammspesen, *dann habe ich ein Mädels für die Maschine gehabt* ... Vors.: Also ein Risiko haben Sie gehabt? — Angekl.: Das war *verschieden*. *Im Oktober zum Beispiel bekam ich die Nachricht, die Russen besetzen das Gebiet, wir bekommen die Fässer nicht zurückgestellt.*

*

Ränke:

Verteidiger: ... *Was Grünfeld in Budapest betrieb*, dessen Einvernahme hier sehr schwer wäre, hat sich Herr Rubel ein diesbezügliches Zeugnis verschafft. Was Herrn Ignaz Freund betrifft, möchte ich *hervorheben*, daß dieser in einem Hause gewohnt hat, dessen Hausherr Dr. Heinrich Mittler jun., I. Bezirk, Neutorgasse 20, ist. Ignaz Freund hat es nun *durch Anzettlung von Ränken und dergleichen* unter den Hausparteien so weit gebracht, daß der Hausherr selbst nicht mehr in seinem Hause wohnen konnte. Er mußte dem Ignaz Freund kündigen.

*

Schöne Züge:

»Vors.: Der Felix sagt, inklusive Gestehungskosten 11 K 92 h. — Angekl.: *Felix war immer sehr aufrichtig* und das dürfte auch in dieser Richtung stichhaltig gewesen sein.«

»Angekl.: Ja, der Konzipient von Dr. Goldberg hat mir gesagt: *Die Geschäfte*, die ich abgeschlossen habe, *darüber reden wir nicht*. Aber neue Geschäfte *soll ich nicht mehr machen*.«

*

Leumundszeugnis über den, dem so geraten ward:

» ... Rubel sei Sitzungsmitglied des Marmaroszer Komitats. Er war ein angesehenes Mitglied *der Gesellschaft*, führte einen soliden unbescholtenen Lebenswandel und genoß als patriotischer und regierungstreuer Mann allgemeines Ansehen.«

*

Das hätt ich in meinem Dialog des Ehepaares Schwarz—Gelber¹ gebraucht : Zeuge Schönwald (verhaftet, außer Fassung): Da — bin ich — starr ... Ich habe 45 Jahre lange fleißige Arbeit hinter mir, war *stets treu, bekleide Ehrenstellen* und habe *Auszeichnungen*, und *da* — mutet man mir zu — daß *ich, der ich* im *Exekutivkomitee* und im Verwaltungsrat der Bank sitze, zugunsten des Herrn Reitzes — (Ab.)

*

Der Leitartikel oder was Tell sagt:

Wir müssen immer das Allgemeine in dem Einzelnen suchen und werden dann verstehen, warum Adolf Schönwald im Frieden wie im Kriege sich des Verses nicht erinnern wollte: Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

Also wegen dem bißl schlechten Gedächtnis! Wo doch Tell konträr selbst sagt, jeder geht an sein Geschäft.

*

» ... Ich habe dem Felix *vorgeschlagen*, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen Umsatz und dem vielleicht in Anspruch genommenen Kredit *bestehen müsse* ... «

Diese Kreise schlagen vor, daß etwas bestehen müsse; äußern den Wunsch, wie wichtig es wäre; verlangen, sie können die Sache nur durchführen, wenn sie bekommen; bitten, sie möchten haben. Die Geschäfte, die sie abgeschlossen haben, darüber reden wir nicht. Aber die Sprache, die sie abschließen, bleibt wohl der unvergängliche Dreckhaufen, den sich diese Gegenwart gesetzt hat. In Berlin wird wenigstens fließend gemauschelt. Nicht einmal das funktioniert hier.

*

... Am 28. Dezember sei der Auftrag gekommen, eine Rohbilanz aufzustellen, in die auch das Metageschäft einbezogen werden sollte.

Vors.: Hat Sie das nicht gewundert, daß um diese Zeit eine Bilanz verlangt wurde? — Der Zeuge *schweigt*. — Vors.: Wir wissen, daß Ihnen die Aufstellung dieser Bilanz große Schwierigkeiten gemacht hat.

Nun aber, beginnt er zu reden:

1 s. Heft 423 »Die letzten Tage der Menschheit« und »Die letzten Tage der Menschheit« 2. Akt 33. Szene

Ja, weil ich nicht wußte, was ich mit dem Conte a metà beginnen soll. Auf diesem Konto waren Biereinkäufe verbucht, deren Verkäufe von der Warenabteilung der Depositenbank besorgt wurden und daher auf dem entsprechenden Konto vorkamen. In dieser Situation wußte ich mir nicht zu helfen. Ich verlangte bestimmte Weisungen und es hieß, daß in der Bilanz nur die 5prozentige Kommission der Bierstelle vorkommen sollte. Ich bat den Prokuristen Kohn um Rat, der meinte, ich sollte Konsignationen machen und mit ihnen die Verbindung zwischen dem Bierkonto und dem Konto der Warenabteilung herstellen. Ich fertigte auch — die Konsignationen A, B, C aus. Auf weiteres Befragen des Vorsitzenden erklärte der Zeuge, daß das A metà—Konto einen Approximativgewinn von 318.000 Kronen ausgewiesen habe.

Ist das nicht das Ende des Seins? Nicht, weil es geschah. Sondern daß es das gibt und daß mit solchem Rotwelsch die elende Beziehung zwischen Geld und Ware zu einem Mysterium des Rebbachs herumgedreht wird. Das gibt es, das mußte man eine Woche lang anhören. Kein Mensch weiß, was dahintersteckt, jeder weiß, daß es die Technik des Nehmens betrifft. Ein Grauen erfaßt einen vor dieser Kabbala des Saldo, durch die die Welt zwar zu Schaden kommt, aber nie zu dem Wissen, wie groß er sei.

*

Die Technik des Nehmens ist unentwirrbar. Die Technik des Verteidigens ist die Ablenkung von der tödlichen Hauptsache durch eine auffallende Nebensache. Der Justizminister hat, um die Laokoongruppe ahnungsloser Kriegsgewaltiger von einem Hydra—Syndikat zu befreien und dieses selbst dem Verderben zu überliefern, einen äußerlich verfehlten, in einer geordneten Sphäre verpönten Eingriff vornehmen müssen. Er hat mit einem Gewaltakt einen Gewaltakt durch einen Akt ersetzt. Das gibt ein wirksames »Aha!« der Verteidigung, davon lebt ein demokratisches Gefühl, das Wucherer verteidigt, einen Tag, bis der Zeuge sich ruhig zu der eigenen Tat bekennt. Man könnte sofort die Lynchung eines Anklägers durch den Pöbel durchsetzen, wenn man im richtigen Moment dessen Aufmerksamkeit auf die grüne Krawatte des Anklägers lenkte. Es war eine Enthüllung, durch die der Anschein geweckt werden sollte, daß »das Recht gebeugt« wurde, aber fatalerweise herauskam, daß einmal, endlich einmal das Unrecht gebeugt worden ist. Des Reizes wegen sollte man es öfter versuchen. Des Reizes der Neuheit wegen.

Wenn das Auditorium eines solchen Prozesses in »große Bewegung« gerät, so dürfte es eine Sehenswürdigkeit für sich sein. Wie beneide ich die Richter, daß sie dem Schauspiel beiwohnen konnten. Die Sensation aber verlief so:

Der Verteidiger:

Hier handelt es sich aber noch um eine Sache, die doch schon dringend einer Erörterung bedarf. Ich stellte den Antrag, zur vollständigen Aufklärung des Sachverhalts den Justizminister und den Finanzminister vorzuladen. (*Große Bewegung* im Saale.) Denn alle Angeklagten haben ein Recht, zu erfahren, wieso etwas, was vom Gericht abverlangt wird und an das Gericht geht, plötzlich in einer Art Kabinettsjustiz vom Finanzminister — ich bitte, das ist eine viel zu ernste Sache, *da muß volle Klarheit werden*. Ich beantrage, den Kriegsminister, den Finanzminister und den Justizminister vorzuladen, damit wir volle Klarheit erlangen, wieso derartige Dinge sich überhaupt ereignen konnten. Ich gehe so weit, zu sa-

gen. *Mich interessiert weniger, was da geändert worden ist; aber daß überhaupt eine Urkunde, die an das Gericht geht, in dieser Weise geändert wird, das erregt mich tief* und ich hoffe auch das Gericht, und ich bitte daher um Zulassung meines Antrages.

Der Justizminister:

... Es ist das Schriftstück, das ich mit eigener Hand korrigiert habe, damit jene Note daraus wird, die sich in den Akten des Untersuchungsrichters befindet. (*Große Bewegung.*)

... Nachdem die Verfolgung in dem Strafprozesse eingeleitet war, ist wenige Tage darauf in einer Zeitung — ich weiß nicht in welcher — *eine Ehrenerklärung des Kriegsministeriums für den jetzigen Angeklagten Dr. Kranz erschienen*. Ich weiß nicht, wann das war. Schon das ist *mir ungeheuer aufgefallen*, weil ich gesehen habe, daß das Kriegsministerium, oder vielmehr *einzelne Organe des Kriegsministeriums für Dr. Kranz in der Strafsache Partei nehmen* ... Eines Tages kam der Staatsanwalt zu mir und zeigte mir jene Note und sagte mir: *Hier hat schon wieder das Kriegsministerium ein Plaidoyer für Dr. Kranz abgegeben*. Ich habe diese Note mit dem Staatsanwalt zusammen durchgelesen und habe gesehen, daß das *kein geschicktes, aber ein ganz entschiedenes Plaidoyer für Dr. Kranz ist* unter der Form der Mitteilung von Tatsachen ...

Ich hatte also einen Weg zu suchen und ich überlegte: Soll ich eine Note an den Kriegsminister schreiben? Das schien mir ungangbar, denn ich hatte nur das Echo *jener Organe* gehört, *die den Kriegsminister schon zweimal bewogen hatten, in einer Strafsache Partei zu nehmen* ...

... *Das besteht aus einem Plaidoyer und einer Impertinenz* ...

Das habe ich ausstreichen lassen. *Es ist ein Plaidoyer und eine Impertinenz und das Kriegsministerium hat nach meiner Meinung Schlußfolgerungen des Gerichtes weder beizupflichten noch nicht beizupflichten, sondern hat die Wahrheit zu sagen.*

... Mich ging das ungeheuer an. Vor allem habe ich hier gefühlt, *wie schwer es ist, die Unabhängigkeit der Richter zu schützen.*

*

Die der Justizminister gemeint hat, auch sie waren die Vorgesetzten der Menschheit. Kann es — das Hirn dieser Menschheit strenge sich einmal für die Vernunft an — eine noch so ernste, noch so unumgängliche Angelegenheit zwischen den Staaten geben, die es möglich macht, daß auch nur eine Minute lang — denn auch eine Minute ist ein Abzug der Ewigkeit — die Herren Lustig und Hilfreich über mein Denken, meine Freiheit, meine Menschenwürde, mein Leben, meine Gesundheit, meine Nervenruhe, meine Laune, meine Zeit verfügen? Wann wird in allen Staaten zugleich, damit sie nie wieder, was zwischen ihnen spielt, für wichtiger halten — die allgemeine Wehrpflicht gegen den Unwert einsetzen?

*

»*Rittmeister* Hugo v. Lustig ist 45 Jahre alt, in Saaz geboren, Witwer und *Kaufmann*. Er ist *Aufsichtsrat von drei Großbanken* ... Gegenwärtig ist er dem *schweren Feldartillerieregiment* Nr. 29 in Theresienstadt zugeteilt.«

Schon die Generalien dieses Rittmeisters zeigen, daß der Prozeß im tragischen Karneval spielt.

*

Zeuge: Oberleutnant Benesch ist Prokurist der Anglobank ... Oberleutnant Doktor Schrott ist Syndikus bei Klinger in Neustadt an der Tafelfichte.

Natürlich kann man trotzdem das Schwert führen. Warum aber hat man es an der Seite, wenn man die Bücher der Depositenbank revidiert? Da es doch kaum an der Front zur Verwendung gelangt. Jetzt sagt ein General: »Komm mit mir, ich diktier' dir etwas«, während früher der Generaldirektor in solchen Fällen immer »Sie« gesagt und der General gesagt hat: Ich befehl' dir etwas.

*

Der Setzer dieses Gerichtssaalberichtes, tief in den Kommerz verstrickt, setzte:

... Anfang Juni kamen Oberbrauer Bayer und Generaldirektor Erhard zu mir — — — Die erste Nachricht vom ersten Abschluß kam mir von *Erhard & Bayer* ...

*

Der Einwand, daß Gerichtssaalberichte sich nie ganz mit dem gesprochenen Text decken, gilt hier gewiß nicht. Nie war die Berichterstattung lebendiger. So, genau so sprechen sie, müssen sie gesprochen haben. Für welche Sprache sollte die Presse ein besseres Ohr besitzen als für diese? Welche vermöchte sie reiner, unverstümmelter zu überliefern?

*

Der Sohn ist beim Militär, hat sich mit, also mit Ruhm bedeckt und verspricht der Mutter ein Hopfengeschäft:

... Ich wollte meiner Mutter *zeigen*, sie soll *stolz auf ihren Sohn* sein, daß *ihr Junge Einfluß* hat, daß er sich *eine Position in der Welt erworben* hat.

Er hat geleistet:

... Die Budapester Zeitungen *haben ohne mich kein Papier gehabt*; solange *ich* in Berlin war, *haben sie Papier bekommen*.

*

»Richtig ist — und ich war damit einverstanden — daß die Marmelade förmlich Hals über Kopf nach Wien geschickt wurde ... Die Marmelade kam in großen Posten, und bei den heutigen Verkehrsverhältnissen, wo ein Waggon oft in den andern hineinfährt, ist es möglich, daß einige Waggons defekt geworden sind. Die Kübel waren oben nicht befestigt und sind durcheinandergeraten, und die Marmelade ist teilweise ausgeronnen.«

Ja, die Sauce hat man sich am 1. August 1914 auch nicht vorgestellt!

»Ist ihnen bekannt, mit welchem Nutzen, nicht mit welchem prozentuellen Nutzen, sondern im allgemeinen *im Frieden* ein Händler Marmelade verkauft?« — »Ich habe Marmelade *nie im Frieden verkauft* ... «

Wer wird denn auch im Frieden Marmelade verkaufen!

*

Die Herren Verteidiger gehen oft ein bißchen weit, alles was recht ist.

» ... Und da ist es nicht nur nötig, sich an einen Fachmann zu wenden, vielmehr muß man Männer hereinziehen, *die auf Grund ihrer Verbindungen in Kapitalkreisen die Opferfreudigkeit haben*, um mit Fachleuten die Aufgabe durchzuführen.«

Eine schlichte Feststellung, mehr wäre von übel.

» ... Dieser Prozeß aber ist eine *Apotheose auf den legitimen Zwischenhandel*.«

Das dürfte schon ein bißchen über das Ziel geschossen sein, weiter soll man nicht gehen.

»Wenn so alle Argumente der Anklage vor der juristischen Kritik haltlos in alle Winde zerflattern, so entsteht die verwunderte Frage: Wie konnte der Herr Staatsanwalt, dessen Tüchtigkeit und Pflichttreue, dessen Menschenfreundlichkeit wir alle kennen und verehren, auf solchen Argumenten eine Anklage aufbauen? Es gibt hierfür nur eine Erklärung, die Kollege Dr. Rosenfeld treffend gegeben hat. Wir stehen unter dem Einflusse einer Psychose, welche die Geister allenthalben ergriffen und das Rechtsgefühl getrübt hat. *Nur so ist es zu erklären, daß es zur Verfolgung eines Mannes wie des Dr. Josef Kranz kommen konnte, dessen Wirken weit eher ein Denkmal verdient hätte.* Ich beantrage daher den Freispruch des Herrn Eisig Rubel.

Also die Herren Kollegen gehen oft ein bißchen weit, das muß man schon sagen. Aber sollte hier nicht eine allzu flüchtige Information schuld sein, richtig gehört, nur schlecht verstanden? Wieder der alberne Kalauer von einem, der sich mit Rum bedeckt hat. Daraus kann heutzutage Pathos wachsen.

*

An dem Urteil ist nur das Gesetz zu bemängeln. Es hat gar keinen Sinn, Wucherer einzusperren und die zugelegte höchste Geldstrafe mit einer Summe zu bemessen, die einer in Wien durch ein Telefongespräch selbst bei falscher Verbindung hereinbringt. Die Strafe sollte keinen andern Sinn haben als den, dem Volk die ganze ihm abgenommene Summe zurückzugeben, also annähernd das Gesamtvermögen des Wucherers. Er wäre zur Abschreckung auf freiem Fuß zu belassen, um also möglichst oft der Verlockung zur Sparsamkeit ausgesetzt zu sein. Der Arrest ist keine Remedur für Gefährdung der Volkswirtschaft; eine Abschließung aber, und zwar auf Lebensdauer, bei nachgewiesener Kulturwidrigkeit der Erscheinung dürfte von Gesetzgebern, die selbst gern auf freiem Fuß bleiben möchten, nicht zu erwarten sein.

*

»Vielen wird jetzt kalt am Pipek«, sprach jemand zu mir. »Gott geb's«, antwortete ich, »aber was ist das?« »Das ist aus der Sprache jener, die Eisig Rubel heißen, der Denkmalkandidaten. Pipek heißt Nabel und es ist eine sehr bezeichnende Redensart für den Gemütszustand von Männern, die den Krieg doch wenigstens in Form eines Damoklesschwertes erleben als jener bekannten mitten im Tafelgenuß drohenden Gefahr des Erwischtwerdens.« »Pardon, ich habe nicht gewußt, daß Wucherer einen Nabel haben, aber daß ihnen kalt am Pipek wird, empfinde ich ganz und gar. Um dieser Wendung willen bin ich bereit, die dreifache Buchhaltung zu studieren und ein Fachmann der kommenden Prozesse zu werden. Gibt es denn noch viele Denkmalkandidaten in Wien?« »Die Platzfrage wird eine Verlegenheit sein.«

*

Daß sich eine Menschheit, die ihre Phantasie auf die Erfindung von Gasbomben ausgegeben hat, deren Wirksamkeit am 1. August 1914 nicht vorstellen konnte, macht sie erbarmungswürdig. Daß sie aber auch von der magischen Anziehungskraft des Blutes auf das Geld keine Vorstellung hatte, macht sie verächtlich. So konnte sie die vollständige Einkreisung des Molochs durch den Mammon erleben und die Wehrlosigkeit der Kriegsgewalt vor der Autorität des Wuchers wie eine letzte Entschädigung genießen. Daß ein Kriegsminister von jener ehrenhaften Ahnungslosigkeit, die eben noch die neue Waffe, aber nicht deren furchtbaren Zusammenhang mit der neuen Macht kennt, das

Opfer eines Konsortiums offener und verkleideter Warenagenten wird, sollte nicht zu einer Trennung der »Ressorts«, sondern zu einer Denkrevolte auf den Höhen des Staatslebens führen. Will man wissen, wie der neue Krieg aussieht, so genügt der Blick auf das leere Schlachtfeld des anonymen Todes, auf den Kampfplatz ohne Kampf, wo der Zufall zwischen Mensch und Maschine entscheidet, und dann zurück in einen warenlosen Kommerz, der noch nie das Ding gesehen hat, von dem er lebt — eins dem andern ein Gleichnis. Aber es genügt auch ein Blick in die »Auskunftei« des Kriegsministeriums, wo sich in engem Raum ständig ein Bataillon der Zinsfußtruppe drängt, die in diesen Gerichtstagen aufmarschiert ist, und an den Eintretenden, von dem man gar nicht vermutet, daß ihn ein anderes Geschäft, etwa die Sehnsucht nach einem Reisepaß, hierherführen könnte, einzig die Frage gestellt wird: »Von welcher Firma?« Die atembeklemmende Vermischung zweier Sphären, von deren Zusammenwirken man doch nur erwarten könnte, daß die dort die hier krummschließen werde, ist das eigentliche Ereignis dieser Kriegszeit. Die Verbindung jener, die die Menschheit wie eine Ware schieben, mit jenen, die die Ware schieben: erstaunlich, weil so ganz dem alten Dekor, an dem der neue Sinn festhält, widerstrebend, und gleichwohl ein Elementarereignis. Gäb's die Ornamente nicht mehr, deren Beibehaltung die wahre Kriegslist der Macht gegen die Menschheit bedeutet, so wäre alles klar, nüchtern, ungefährlich. Solange die alte Fassade hält, ist die neue Macht geborgen. Es ist der demokratische Irrwahn, der es auf die alte abgesehen hat. Der Feind ist die neue Macht, die über die alten Embleme verfügt. Das Militär ahnt nicht, von wem es jeden Sieg besiegen läßt, und die Tragik des Kontrastes, daß die Guten leiden und sterben dürfen und die Schlechten leben und stehlen müssen, bleibt der immer wieder erschütternde, immer wieder selbstverständliche Zustand, in dem sich jene Verbindung auslebt. Was mit Ehre aus den Amtszimmern der Kriegsgewalt entlassen wurde, ist mit Schande aus dem Gerichtssaal gezogen, nur leider mit einer, deren Abwicklung den Nachrichter der Kulturgreuel ungeduldig macht. Als solcher bestaune ich die Korrektheit eines Verfahrens, das zur Verurteilung Beweise braucht statt sich mit Gesichtern und Geräuschen zu begnügen. Ich hätte in der ersten Stunde alles was da war, inklusive Auditorium, verhaften lassen und keineswegs den Zeitraum, der seinerzeit zur Erschaffung der Welt gereicht hat, mit dem Dialekt und der Wissenschaft einer Zunft anfüllen lassen, deren Leben außerhalb des Zuchthauses doch nur auf ein administratives Versehen zurückzuführen ist. Und dennoch, um zu erproben, wie abgehärtet unser Ohr ist, war es notwendig. Als Kulturhistoriker — wenn man diese mitleidig befangene Zeugenschaft gegen alles und jedes so nennen will — muß ich's zufrieden sein. Nur daß ich's muß, macht mich so unzufrieden. Denn es ist eine verfluchte Pflicht, den Ausatz der Welt, der sich zum Sprechen ähnlich sieht, zu einem Tanz der Höllenvisionen aufzureihen, und der Schmerz beißt sich konvulsivisch in die Hand, die den Verrat an der Sonne zeichnet. Zentraleuropa von der Region des Menschenersatzes bis zu den Pußten des Raubtiers immer wieder an einen Begriff von Europa auszuliefern, auch wenn's den längst nicht mehr gäbe unter der sieghaften Allgewalt des letzten Idioms — das ist die Aufgabe, die nicht endet, weil sie unerfüllbar ist. Es ist immer wieder der Griff in die Unmittelbarkeit, die sich von selbst formt und immer nur die Plastik dieser sechs Gerichtstage hat, deren Inhalt Weltzerstörung war und auf die kein Tag der Ruhe folgt.

Glossen

DIE KOPFSCHÜTTELNDEN SOLDATEN

»In der 'Münchener Med. Wochenschrift' publiziert Dr. A. Schanz (Dresden) ganz neue Ansichten über das Wesen der verschiedenen Schüttelneurosen ... : ... Ich habe keinen Schüttler untersucht, bei dem ich nicht an der Wirbelsäule den typischen Befund der statischen Insuffizienzkrankung erhalten hätte ... Eine Krankenschwester, Diakonissin, suchte meine Behandlung, weil sie mit dem Kopf ebenso schüttelte wie *unsere kopfschüttelnden Soldaten* und weil sie erfahren hatte, daß ich dieses Schütteln heile ... «

Immer, wenn ich solch einen Armen auf der Straße sehe, denke ich mir: Nein, das kann ja nicht von der Technik kommen, das ist keine Krankheit; das ist ein Staunen, der Ärmste hat recht.

* * *

DIE GROSSE ZEIT GEHT VORÜBER

und ich höre den Satz:

» — *A conto dessen bin ich enthoben* — — «

* * *

DIE GROSSE ZEIT

hinterläßt mancherlei Spuren in unserem Geistesleben. Es wäre weit gefehlt zu glauben, daß die Abkürzung der bekannten Annonce: »Wo gibt's an guten Tropfen und a Hetz?« in: »Wo gibt's an guten Tropfen?« das einzige sichtbare Zugeständnis bedeutet, das unsere Publizistik dem Ernst der Zeit gemacht hat. Nein, wir tändeln auch anderweitig nicht mehr. Da ist zum Beispiel eine illustrierte Zeitung, die sich ehemals damit befaßt hat, dem Leben der Choristinnen eine pikante Seite abzugewinnen, was bei einer Aufzählung von zwanzig Gulden sogar mit der Veröffentlichung der Photographie verbunden war. Wo sind die Zeiten! Noch immer prangt oben das Konterfei des Herausgebers, der, ein flotter Geist en escarpines, Viveur durch und durch, den lustigen Titel seiner Druckschrift darreicht; aber unten ist es nicht mehr die Fritz—Mitzi, die soeben in Friedek—Mistek den gefährlichen Sprung vom Brettl auf die Bretter gewagt hat, sondern im Gegenteil: Puhallo von Brdlog.

* * *

DAS KRIEGSMITTEL BESCHWERT SICH

Die Behandlung der Presse

Die Rolle, die der Presse bei uns zugewiesen wird, ist nicht immer erfreulich. Der Laie macht sich gar keinen Begriff von den unsäglichen Schwierigkeiten, mit denen die Zeitungen gegenwärtig zu kämpfen haben, Schwierigkeiten, die den Herausgeber, den Redakteur, den Setzer, den Expeditor in gleichem Maße treffen. Man

ist sich wohl auch bei uns *über die ungeheure Bedeutung der Presse im klaren und weiß sie als ein Kriegsmittel zu schätzen, das dem U—Boote, dem Zeppelin und dem siegreichen Mörser kaum nachsteht*. Dessen ungeachtet bietet man den Blättern *nicht jene Rücksichten und Erleichterungen*, auf die sie eigentlich *eben als Kriegsmittel erster Güte* Anspruch hätten. Die patriotische Haltung unserer Zeitungen ist knapp nach Kriegsausbruch von weiland Kaiser Franz Joseph anerkannt worden und auch Kaiser Karl hat Worte schmeichelhafter Würdigung an die bei ihm erschienenen Vertreter der Journalistik gerichtet. Es scheint also, daß an höchsten Stellen jenes richtige Verständnis für den Wert und die Wichtigkeit der Presse herrscht, das untere Instanzen vielfach vermissen lassen. In den anderen Staaten — leider muß man da die Ententeländer als Muster anführen — ist den Zeitungen eine ganz andere Rolle zugeteilt als bei uns, *obgleich jene Blätter sich an moralischen Qualitäten mit den unsrigen nicht zu messen vermögen*. Und diese nebensächliche Behandlung unserer Presse ist nicht zuletzt an vielen jener *peinlichen Vorkommnisse* schuld, die uns die bittere Kriegserfahrung enthüllte. Man darf hoffen, daß maßgebenden Ortes nunmehr *Einkehr* gehalten und auch den österreichischen Blättern jene Stellung eingeräumt, *jene Begünstigungen und Förderung* gewährt werden, die sie aus einem Kriegs— zu einem Sieges— und Friedensmittel zu erheben imstande sind.

Es sollen nämlich ein paar Freikarten an die Front ausgegeben worden sein. Und das ist dem Kriegsmittel nicht recht. Ich wünsche selbst ihm diese Benefizien nicht. Aber da es sie der Menschheit verschafft hat, so wünsche ich sie nur ihm.

* * *

LITERATEN UNTERM DOPPELAAR

»Donauland« betitelt sich die Kriegsdienstleistung der zur Literatur Untauglichen, die jetzt in einem Büro der Mariahilferstraße — man gönnt's ihnen — die Zukunft Österreichs nebbich schmieden.

... In diesen Tagen, da das verjüngte Österreich aus einer Glorie von Ruhmesstrahlen emporsteigt, ist die Gründung einer vaterländischen illustrierten Monatsschrift, die *noch dazu* alles Gewöhnliche weit hinter sich läßt, ganz besonders zu begrüßen ... »Kaiser und Kaiserin« heißt der erste Artikel, den *Oberleutnant Dr. Paul Stefan* geschrieben hat. *Das ganze Leben* des hohen Paares *zieht* beim Lesen der ersten Seiten, *schlicht und warm* erzählt, *an uns vorüber*. Wie eine Lichtgestalt aus dem Lande der Barmherzigkeit grüßt das Bild der Kaiserinmutter Erzherzogin Maria Josefa, wie ein goldlockiges Engelchen aus glücklichen Zukunftstagen lächelt uns der kleine Kronprinz entgegen und als ein Vorbild mitleidiger Menschenliebe erscheint der edel—schöne Kopf der Schwester Michaela, der Erzherzogin Maria Therese. Wir sehen unsern Kaiser als Thronfolger bei den Truppen im Felde, auf den felsigen Höhen von Vielgereuth, das heldenkühne Vorgehen seiner Truppen verfolgend ...

Ich habe unter diesen Truppen ein paar Bekannte, die auch schreiben können, aber um keinen Preis der Weit diesen warmherzigen Aufsatz geschrieben hätten, der es ihnen erspart hätte, dort zu sein. Indes, das tut nichts zur Sache. Jeder nach seinem Gusto. Den einen zieht nach Vielge-reuth, der andere bleibt im Donauland, was noch keinen gereut hat, um rechtzeitig dabei zu sein, wie das verjüngte Österreich aus einer Glorie von Ruhmesstrahlen akkurat emporsteigt. Daß er nebstbei, ausgerechnet, mich »verehrt« und schlicht und warm von mir in der Neuen Zürcher Zeitung spricht, dagegen gibts in dieser harten, unerbittlichen Zeit eben keinen Schutz.

»Nachtwandler« heißt ein tiefempfundenenes Gedicht vom Dichter der »Könige«, Hans Müller.

Von dem spricht jener auch schlicht und warm in Zürich; von ihm, mir, dem Kaiser und dem kleinen Kronprinzen, der noch nicht ahnt, daß er mit Recht lächelt.

Überaus lesenswert ist die »Donaufahrt vor zweihundert Jahren« von Stephan Zweig —

Es ist also alles da im Donauland, was im Donauland da ist.

Sehr hübsch ist das Gedicht »St. Christophorus « von Rainer Maria Rilke in dunkler Umrahmung ... Das *vollendet schöne Gedicht* von Franz Karl Ginzkey »Feindlicher Flieger« ist ein *Juwel* des Heftes.

Ich bin nur ein ordinärer Klachel in der Literatur. Wenn ich ein so feiner Mensch in der Literatur wäre wie Rainer Maria Rilke (den ich wirklich dafür halte und den Feinheit vor schlechter Gesellschaft nicht bewahren konnte, während meine hausknechtmäßigen Umgangsformen mir für alle Lebenszeit und weit über meinen Tod hinaus Ruhe verschafft haben), wenn ich wie er wäre, mich würde diese Anerkennung meiner Lyrik neben dem Hymnus auf den Herrn Ginzkey (der das Gluck—gluck im Sumpf erstickender Russen lyrisch verklärt hat) zu dem Entschluß treiben, aus der Literatur im Allgemeinen und aus dem Donauland im Besondern auszutreten. Oder vielmehr: Ich wäre — allen widrigen Umständen zum Trotz — nie eingetreten.

Eine Meisternovelle von Hermann Bahr, »Die Schwestern«, wird den Lesern großen Eindruck machen.

Mir nicht, und wäre ich selbst Leser.

GM. v. Hoen *plaudert in seiner gewandten Art* über »Die Presse im Krieg«.

Wie kann denn ein GM. plaudern und eine gewandte Art haben? Er ist doch kein Journalist? Und über »die Presse im Krieg« plaudert man nicht, sondern wirft sie hinaus.

Einer geistvollen Plauderei von Ernst Decsey »So lebt man in Triest« —

werde ich nicht auf den Leim gehen, weil ich zu genau weiß, wie man in Graz lebt. Mit einem Wort:

Österreich rührt sich, ein frischer, reiner Wind, stürmisch zwar, aber verjüngend, *saust durch die stählernen Schwingen des Doppelaars*. Mit mächtigem Hoffen und sicherer Erwartung blicken Österreichs Völker in die Zukunft. Dieses erste Heft »Donauland« ist so ein gutes und glückverheißendes Frühlingszeichen, und es ist ein herrliches Omen, wenn gleich beim ersten Blick unser Auge die uns allen so teuren Züge des Paares erblickt, das uns beispielgebend vorangeht auf dem Weg in das neue, herrliche Reich, das unser aller Besitz sein soll.

—n.

Kann es etwas Rührenderes geben als diese Abkürzung eines Rezensenten, diese Selbstverstümmelung zu Diensten im Hinterland? Weil in eine auf Staatskosten gedruckte Zeitschrift freiwilliger Literaten das Porträt des Kaisers aufgenommen wird, der solchen Kriechdienst mißachtet, so sollen wir mit mächtigem Hoffen der Entwicklung des Reiches wie des 'Donauland' entgegensehen. Schon das zweite Heft wird das Porträt des Lyrikers Emil Alfons Reinhard bringen. Wie aber dieses neue, herrliche Reich unsere Steuergelder verwendet und ob es gut daran tut, Literaten auszufüttern, die als Parasiten des »Heimatsgefühls« ebenso ihr Fortkommen suchen, wie sie als Nebenläufer meiner Verneinungen existieren wollen, — das haben wir ja nicht zu prüfen. Nur eines möchte ich denn doch sagen: Wenn ich der Doppelaar wär', dann würde ich solchen Wind nicht durch meine stählernen Schwingen sausen lassen, sondern diese zu einer Abwehr benützen, die in der Geschichte der Verfolgungen des freien Geisteslebens ohne Beispiel wäre! Die Mitwirkung an der Aktion von Vielgereuth wünsche ich keinem, der sie beschreibt. Aber es muß einmal mit absoluter Deutlichkeit gesagt werden, daß ich diese erbitternden Kontraste nicht mehr dulden und soweit mein Wort daran etwas ändern kann, es an diesem nicht fehlen lassen werde. Daß ich, solange ich atmen kann und der Zustand beklemmend fortwirkt, die Vorstellung, daß Edle unter Minenwürfen liegen und die Tinterln dafür den Franz—Josefs—Orden kriegen, als etwas Unerträgliches von mir abstoßen werde. Ich werde die Möglichkeit nicht vorübergehen lassen, dort aufklärend zu wirken, wo sichtbar der redlichste Eifer vorhanden ist, wenigstens an der Oberfläche Ordnung zu machen. Der Einwand, daß den Guten nicht geholfen wird, wenn auch die Schlechten leiden, ist ein empörender Zuschuß zu einem Unrecht, das noch durch die Spur von einer Idee gemildert werden kann, wenn auch die Schlechten leiden. Wohl, man soll und darf den Schmierern nicht dazu verhelfen, die Schützengräben mit geistigen Menschen zu teilen; aber das schimpfliche Schauspiel — nicht schimpflich von wegen der Tapferkeit, für die ich ja keinen reklamiere, sondern wegen des geistigen Anstands —, daß Leute jenen Aufenthalt glorifizieren, um ihm zu entgehen, hat uns erspart zu bleiben! Solche Leute können sich, wenn sie schon nicht die Konstitution meiner herzkranken oder lungensüchtigen Freunde haben, die als Kunsthistoriker, Musiker, Philosophen und selbst Schriftsteller fern dem 'Donauland' weilen, als Aktenschreiber, Proviantmesser, Spitalsgehilfen noch immer nützlich machen im Vergleich zu der literarischen Tätigkeit, der sie dadurch entzogen werden. Aber jene, der sie zugeführt werden, der Feuilletonismus der Glorie, hat zu unterbleiben! Dort, wo der stärkste Wille zu Reformen täglich sichtbar wird, ist kein empfängliches Ohr dafür, daß der Patriotismus ein Austauschobjekt für die Gefahr sei und der Heldentod eine Impression für das literarische Agententum, das im Frieden mit ästhetischen Snobismen gehandelt hat. Wenn jener Wille gegen den Unfug eines Armeeliteratentums, das sich vor allem in der »Verdeutschung« militärischer Erfolge betätigen wollte, die ursprünglichen Bezeichnungen wiederherstellen ließ und angeordnet hat, daß Vielgereuth wieder Folgaria heiße, so wird auch dafür gesorgt werden, daß die Pseudonyme in der Literatur sich nicht mehr unter Habsburgs Banner blicken lassen.

* * *

AUFGESCHOBEN IST NICHT AUFGEHOBEN

* (Verschiebung des Kernstockabends.) Der von dem Verein »Kernige Alservorstädter« am 25. d. geplante Kernstockabend wird eingetretener Hindernisse halber bis nach Ostern verschoben. Die gelösten Karten behalten ihre Gültigkeit.

Und ich hätte geglaubt, daß die »Kernigen Alservorstädter« — erfreulich, daß es noch so etwas gibt, sprich: »d' kernigen Alservorstädter« — jetzt mehr beim Krnstock als beim Kernstock zu tun haben. Die eingetretenen Hindernisse ließen darauf schließen; aber da diese schon nach Ostern behoben sein werden, ohne daß bis dahin Friede sein wird, so ist gar kein Grund, besorgt zu sein. Der hochwürdige Kriegsdichter dürfte immerhin Zeit finden, bis dahin etwas Neues, Kerniges — über das Motiv »Haut's eahm!« — zu schaffen, und Gottseidank behalten die gelösten Karten ihre Gültigkeit. (Natürlich spricht purer Neid aus mir, weil d' kernigen Alservorstädter mich noch nicht zu einer Vorlesung in ihrer Mitte eingeladen haben.)

* * *

DREIFACHE EHRUNG

— Konzertmeister Otto Rippl, Leiter der Musikschule 'Habertinum' in Linz, hat zur Zentenarfeier der Geburt Georg Herweghs aus dessen »Gedichte eines Lebendigen« drei Texte für A—capella —Chor vertont und diese Chöre dem Dichter Otto Ernst in Hamburg gewidmet, der diese Widmung *annahm*.

Das freut mich vom Otto Ernst. Das ist dem Otto Rippl zu gönnen. Das hätte der Herwegh noch erleben sollen.

* * *

MÜNCHNER FASCHING

In der führenden Zeitung der Stadt, in der auffallend gekleidete Frauen verhaftet werden, aber der Herr Hans Müller in Uniform geweiht hat, in den Münchner Neuesten Nachrichten — und zwar nicht in der Faschingsbeilage, die infolge kriegerischer Umstände abgesagt ist, sondern im Blatt selbst — mitten auf der ersten Seite war zu lesen:

Zum Kranz—Prozeß

—b— Wien, 5. April. (Eig. Drahtbericht.) Der Verteidiger des Dr. Kranz hat im landesgerichtlichen Depositenamt die vom Gerichtshof verlangte Sicherstellung im Betrag von 1 Million Kronen in Kriegsanleihe hinterlegt.

**Unsere Riesengeschütze haben die feindlichen Festungen bezwungen ;
Unsere Riesenanleihen müssen den Feind zum Frieden zwingen.**

Die Sicherstellung des Dr. Kranz ist ein Teil von der Sicherstellung des Friedens, dem wir mit der Verurteilung des Dr. Kranz erheblich nähergerückt

sind. Welch ein Beispiel für alle deutschen Männer, die noch nicht verurteilt sind und dennoch auf viel weniger freiem Fuß als der Dr. Kranz!

* * *

EINE SYMPATHISCHE NATION

[*Gewissenlose Frauen.*] Der verbotene Verkehr deutscher Frauen mit Kriegsgefangenen hält trotz mannigfacher Warnungen noch immer an. So sieht sich das stellvertretende Generalkommando in Kassel veranlaßt, *Übeltäterinnen* auf dem Gebiete solcher verbotenen Liebe *öffentlich bekanntzugeben*. Eine lange Liste *mit Angabe der Straftat*, des erkennenden Gerichts, dem Tage der Verurteilung und der erkannten Strafe veröffentlicht das *Geraische Tagebl.* Nicht weniger als 28 *Missetäterinnen* werden da *aufgeführt*. »Vertraulicher Verkehr mit Gefangenen,« beziehungsweise »vertrauliche Annäherung« an solche kommt 13mal vor. Außer verschiedenem anderen, zum Beispiel Abgabe von Spirituosen u. a., aber ist »*Geschlechtsverkehr*« *achtmal verzeichnet!* Die Liste zeigt auch acht *verheiratete Frauen*, und wegen »*Geschlechtsverkehr mit Kriegsgefangenen*« ist eine Direktorsfrau zu *sechs Monaten Gefängnis* verurteilt worden. Eine Frau in Erfurt hat das Gericht gar auf *achtzehn Monate* ins Gefängnis geschickt. Der Tatbestand lautet: »*Geschlechtsverkehr mit Kriegsgefangenen.*« *Interessant* an dieser Veröffentlichung ist *der große Spielraum*, der dem *erkennenden Richter* zu Gebote steht. *Zum Beispiel für Geschlechtsverkehr* mit Kriegsgefangenen wurden Gefängnisstrafen von einer Woche, ein, zwei, sechs, acht, neun und achtzehn Monaten verhängt.

Wenn diese Deutschen nur wenigstens dabei deutsch könnten. Ob die Gefängnisstrafen gerade »zum Beispiel für Geschlechtsverkehr« taugen werden, mag dahingestellt bleiben. Als Warnung werden sie der Natur wenig imponieren. Wenngleich die Kasseler Weltanschauung alles tut, damit dem erkennenden Richter ein weit größerer Spielraum zu Gebote stehe als der empfindenden Angeklagten. Das größte Greuel ist dabei, daß diese bloßstellenden Männer die Bloßstellung der Männer nicht empfinden und nicht erkennen.

* * *

EINE ANDERE SYMPATHISCHE NATION

Am 6. Februar d. J. wurde der *zwölfjährige* Leopold Glaser in der Wohnung seiner Eltern tot aufgefunden. Er hatte sich an seinem Leibriemen *erhängt*. In der Nachbarschaft wurde sofort gesagt, der Knabe habe den Selbstmord nur deswegen verübt, weil *er von seiner Mutter unmenschlich behandelt* worden sei. Die Sache war zuerst beim Landesgericht, wurde aber dem Bezirksgericht Margareten abgetreten und gestern war die Mutter des Knaben, die Arbeitergattin Johanna Proksch, wegen Überschreitung des Züchtigungsrechtes angeklagt. Der Knabe war ihr voreheliches Kind. Sie gab zu, daß sie ihn mit dem »*Pracker*« öfter *hart gezüchtigt* habe, weil er einen Hang zum Stehlen gehabt habe. Daß er einen Selbstmord verüben werde, habe sie nicht denken kön-

nen. Am Tage vor der Tat sei er traurig gewesen, das habe sie aber nicht weiter beachtet. Die Zeugin Rosa v. Stötter und auch die Schulleitung bezeichneten den Knaben als *brav, sehr wahrheitsliebend und Ermahnungen leicht zugänglich*. Bezirksrichter Dr. Tittel verurteilte die Angeklagte zur Strafe des Verweises.

Nicht einmal die Vorstrafe, die eine wegen Geschlechtsverkehrs mit einem Kriegsgefangenen bekommen hat, würde als erschwerend in Betracht kommen, wenn sie wegen Tötung des von diesem Geschlechtsverkehr herrührenden Kindes angeklagt wäre. So will es ein Gesetz, das keine glücklich parlamentlose Regierung zum Teufel jagt. Ich würde mich als Richter absetzen, sollte ich dieses Gesetz »anwenden« müssen. Die Trauer des Knaben am Tage vor dem Tod, nicht dieser selbst, würde in alle Nächte meines Lebens klagen. Welch eine Welt! Ich glaube, daß menschenfressende Völkerschaften, sollten sie es einmal erfahren, durch keine Hungersnot bewogen werden dürften, auf uns zu reflektieren.

* * *

DER GATTE UND DAS GESETZ

Der Sackhändler Leopold Buzek ist im Jahre 1915 desertiert. Er wurde bestraft. Aber auch seine Frau wurde in Untersuchung gezogen. Bekanntlich darf eine Frau, wenn ihr Mann ein Mörder ist, ihn vor der Behörde verhehlen, wenn er jedoch Deserteur ist, darf sie ihm weder eine Nacht Unterstand noch einen Heller Geld geben. Buzek wurde nun in dem Verfahren gegen seine Frau als Zeuge vernommen. Er gab an, die Frau habe nicht ahnen können, daß er Deserteur sei. Er habe ihr erzählt, er leiste in Wien Militärdienste und sei den ganzen Tag in der Kaserne. Er sei auch immer morgens weggegangen und erst spät abends nach Hause gekommen. Daraufhin wurde die Untersuchung gegen die Frau eingestellt.

Buzek war, als er diese Aussage machte, nicht mehr Soldat. Im April 1916 schrieb er dem Gericht, er habe eine falsche Zeugenaussage abgelegt; seine Frau habe gewußt, daß er Deserteur sei. Er mache diese Anzeige, weil er den Verdacht habe, daß ihm seine Frau die Treue nicht halte, und nun habe er keinen Anlaß mehr, sie zu schonen, und sage deshalb die Wahrheit. Die Verhandlung gegen die Frau wegen Verhehlung des Deserteurs war noch nicht, wohl aber war gestern die Verhandlung gegen Leopold Buzek wegen falscher Zeugenaussage. Er wurde von einem Erkenntnisssenat des Landesgerichtes unter dem Vorsitz des Oberlandesgerichtsrates Hörnes zu sechs Wochen Kerker verurteilt.

Und wegen der richtigen? Er hat den Verdacht, sie aber hat gewußt.
»Na wart Karnallie, dir wir' i's zagn. I bin Desartör!«

* * *

DER HELDENBARITON UND DIE HELDEN

»Der erste Heldenbariton des Dortmunder Stadttheaters Friedrich Braun ist durch Beschluß des Theaterausschusses sofort entlassen worden, weil er sich in Gegenwart einiger Kollegen und eines Offi-

ziers abfällig über das Friedensangebot des deutschen Kaisers und des deutschen Kronprinzen geäußert hat. Braun, der Schweizer und mit einer Berlinerin verheiratet ist, hält sich schon seit mehr als 20 Jahren in Deutschland auf.«

* * *

DER GEGENBEWEIS

Der 'Tag' (sprich »roter Tach«) bringt »Eine Schilderung der Deutschen aus der Zeit des Kaisers Claudius von Rom«, sie ist von Pomponius Mela und nicht von Anatole France und enthält die folgenden Sätze:

Die Deutschen sind ungefüge an Mut und Körper. Ihrer angeborenen Wildheit entsprechend üben sie beides auf das eifrigste: Ihren Mut durch Kampf, ihren Körper durch die Gewöhnung an Strapazen, insbesondere an Kälte ... Mit ihren Nachbarn leben sie in Fehde, wobei sie die Gründe ganz willkürlich aufgreifen: nicht etwa aus Herrschsucht oder zwecks Erweiterung ihrer Landesgrenzen; denn nicht einmal das Gebiet, das sie besitzen, bestellen sie eifrig, sondern nur, damit die Marken ihrer Nachbarn als Wüstungen brachliegen mögen. Sie üben das Faustrecht aus, so daß sie sich auch des Straßenraubes nicht schämen; nur den Gästen gegenüber sind sie gütig, mild gegen solche, die ihren Schutz anrufen. So roh und unzivilisiert ist ihre Lebensweise, daß sie auch rohes Fleisch essen, entweder frisch geschlachtetes oder auch solches von wilden und zahmen Tieren, das sie, ohne die Haut abzuziehen, gefrieren lassen, dann mit Händen und Füßen bearbeiten und so zum Genuß wieder brauchbar machen ... Sie sind kriegesrisch, freiheitlich gesinnt, von solch unbändiger Sinnesart und solch leidenschaftlicher Wildheit, daß auch Frauen sich an den Kriegen der Männer beteiligen ...

Der letzte Passus über die Kriegsteilnehmerin dürfte wohl mehr auf österreichische Verhältnisse anspielen und die Gastfreundschaft der Deutschen kein Historiker der Entente zugestehen. Der Vorwurf freiheitlicher Gesinnung dürfte sich vielleicht auf die gesellschaftlichen Formen beziehen. Alles in allem könnte man immerhin zugeben, daß die Zitierung der 'Daily Mail' besser als dem 'Tag' angestanden hätte. Da aber ein deutscher Gelehrter so etwas nicht lassen kann, so verbrämt er es wie folgt:

Berührt uns das nicht, als ob wir einem Londoner Teekränzchen von heute in seiner Unterhaltung über uns Deutsche (»The blond, brutal Teutons« oder »The huns«) ungesehen zuhörten, oder einen Leitartikel der 'Daily Mal'! über die »Barbaren des Festlandes« läsen? Solche Urteile konnte man schon im September 1914, als ich noch in London war, von Zeit zu Zeit hören, und inzwischen sind die Ansichten über uns dort drüben nicht gerade billiger geworden. Es ist nur ein Glück für uns, daß das, was Leute denken oder sagen, verhältnismäßig gleichgültig für den Gang der wirklichen Entwicklungen ist.

Carl Peters.

Daß den Berlinern egal sein kann, was Leute wie Pomponius Mela über sie sagen, ist immerhin glaubhaft. Aber aus seinem absprechenden Urteil den Beweis ziehen zu wollen, daß die Londoner Teekränzchen lügen, die dasselbe sagen, ist ein so deutscher Gedankengang, daß der Pomponius Mela sich gif-

ten wird, dieses Charakteristikum übersehen zu haben. Man würde es eigentlich für richtiger halten, daß die Engländer sich auf diesen Historiker zum Beweise für die Wahrheit ihrer Behauptungen, und die Deutschen eher auf einen, der das Gegenteil sagt, zum Beweise der englischen Verlogenheit berufen. Nicht doch, der Deutsche ist zu gebildet und zu ehrlich, um ein historisches Zeugnis zu unterschlagen. Darum sagt er: Schon 42 n. Chr. wurde über uns ganz dasselbe gesagt, was heute die Engländer sagen; da sieht man, wie die lügen!

* * *

VOR UND NACH ARRAS

10. April, nachmittag:

... Was bedeutet die amerikanische Kriegserklärung an Deutschland in dem Augenblicke, da *die große Schlacht vor Arras* begonnen hat. Bisher ist der überseeische Krieg, der von Washington ausgeht, vorwiegend Papier und für die Entscheidungen auf den Kampfplätzen nichtig. In diesem Weltkriege, der Wie ein Erdbeben die Menschen heimsucht, ist es eine Notwendigkeit, zur Schonung der eigenen Kraft *nicht zu weit über die Gegenwart hinauszusehen* und die fernere Zukunft, die den dunklen Sinn der amerikanischen Kriegserklärung enträtseln wird, schon für den Tag in Rechnung stellen zu wollen. *Der Tag ist Arras*. Die deutsche Armee, die gegen einen mächtigen Feind kämpft, hat dabei mit Amerika wenig zu schaffen. Die Russen bei Tobol haben die amerikanische Hilfe auch noch nicht gespürt. *Das Ereignis, das die Welt heute beschäftigt, ist Arras*.

11. April, früh:

... *Die Schlacht bei Arras ist ein Kind der Parlamentspolitik der Entente* ... Wieder einmal war die Hoffnung auf Sieg in die Ferne gerückt ... Allein auch der einfachste Mann in den Ententeländern mußte sich sagen, daß die Hilfe der Amerikaner noch lange auf sich warten lassen werde. Unter solchen Umständen brauchten Bevölkerung und Parlamente *etwas Greifbareres* als die Zukunftshilfe der Amerikaner, die so weit sind, während der Feind nahe ist. Parlamente werden am besten *durch Siege beschwichtigt*. Ein solcher wurde bei Sir Halg Douglas *bestellt* und von ihm *prompt effektuiert*. Die Kosten eines solchen Sieges enthält die Preisliste der Ententeregierungen: Soundsovieler tausend Mann und soundsoviel Munition. *Allerdings* erleidet auch der Feind Verluste, insbesondere wenn er sich standhaft wehrt ...

* * *

VON STELLUNGEN UND VORSTELLUNGEN

»Die am 16. März begonnene *Einnahme* der von langer Hand ausgebauten Zone der *Siegfriedstellungen* hat gestern nordöstlich von Saissions ihren Abschluß gefunden durch Aufgabe des Aisneufers zwischen Conde und Soupier. Der Feind folgt zögernd.«

* * *

ER STELLT SICH VOR

Wien, 20. April

Die Reben in der Champagne dürften in diesem kalten April noch keine Blätterknospen haben. Aber die Bauern sagen, daß Menschenblut ein vortrefflicher Dünger sei, und über die Hügel dieser gesegneten Landschaft rieselt es nieder ...

... Der alte Ribot horcht auf die Meldungen vom Schlachtfelde ...

* * *

DAS SELBSTGESPRÄCH

Allabendlich seit drei Jahren geschieht es, daß man eine Nachricht zu lesen glaubt und es monologisiert dann so:

Russische Revolution und amerikanischer Krieg.

Wenn die Entente den Verlust, den sie an Kräften durch den Ausbruch der russischen Revolution erlitten hat, mit dem Gewinn vergleicht, den sie von Amerika zu erwarten glaubt, wird sich ein starker politischer und militärischer Vermögensabgang zeigen.

Oder auf deutsch: Oiweh, wie die sich schneiden werden! Die innere Stimme des Zweifels aber, in dieser unbeirrbaren Sphäre des Saldokontos, setzt hinzu: Ma werd doch da sehn.

* * *

VOR ABGANG DES ZUGS

Eine Unterredung mit dem deutschen Reichskanzler

Äußerungen über das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich—Ungarn anlässlich der Friedensaktion

VON UNSEREM BERLINER KORRESPONDENTEN

Berlin, 3. Januar

Der Zufall, der manchmal der beste Freund des Journalisten ist, brachte es mit sich, daß Ihr Korrespondent dieser Tage gerade auf einem Bahnhofe sich befand, als der Reichskanzler dort erschien, um einen Zug zu besteigen.

Da der Zufall diesmal seine Sache besonders gut machen wollte, führte er auch eine Verzögerung in der Abfahrt dieses Zuges herbei.

Der Reichskanzler, der auf dem Bahnsteige wartete, hatte die Güte, Ihren Korrespondenten ins Gespräch zu ziehen.

Eine Unterredung mit Herrn v. Bethmann Hollweg ist ein hoher Genuß.

Dieser Staatsmann, der wenn er im Reichstage das Wort ergreift, so ernst erscheint, entfaltet im Gespräch eine gewinnende Liebenswürdigkeit.

Geist und *eine feine Kultur* geben sich in manchen Bemerkungen kund, und die Einfachheit der Formen des Reichskanzlers nimmt der Unterhaltung *jeden Zwang*.

Ihr Korrespondent konnte unter anderm *auf Grund persönlicher Wahrnehmungen* berichten, eine wie große *Verehrung* und wie aufrichtige Sympathien auch in Österreich—Ungarn dem gegenwärtigen deutschen Reichskanzler entgegengebracht werden und welche *tiefe* Nachwirkung auch hier manche der Reden gefunden, die er seit Beginn des Krieges im deutschen Reichstage gehalten hat.

Dies gab Herrn v. Bethmann Hollweg *den Anlaß*, sich auch über das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich—Ungarn zu äußern, und er tat dies in so schönen und warmen Worten, daß Ihr Korrespondent darauf hinwies, *wie unrecht es sein würde*, dem Publikum in Österreich—Ungarn solche Äußerungen *vorzuenthalten*, und daß er sich die Erlaubnis erbat, diesen Teil des Gespräches der Öffentlichkeit *übergeben* zu dürfen.

Sehr richtig, und die Gedanken des Herrn Paul Goldmann, dessen Anwesenheit auf einem Bahnhof ebenso berechenbar ist, wie eine Zugsverspätung und der dem Zufall höchstens seine Geburt zu danken hat, werden nun von den Gedanken des Herrn v. Bethmann Hollweg abgelöst, die genau so wie jene in Aphorismenform gesetzt erscheinen.

Die Erlaubnis wurde freundlichst gewährt, und so darf denn Ihr Korrespondent folgende *Aussprüche* des deutschen Reichskanzlers über das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich—Ungarn ihnen übermitteln:

»Wir haben,« so sagte Herr v. Bethmann Hollweg, »im Verein mit unseren Bundesgenossen das Unsere getan, um der Welt weiteres Blutvergießen zu ersparen.

Wenn das neue Jahr uns dem Frieden noch nicht näher gebracht hat, so ist es die Schuld unserer Feinde.

Wie bisher ist Entschlossenheit und Siegesgewißheit unsere Parole.

Was noch kommen mag, es kann nur dazu führen, daß wir mit unseren Bundesgenossen *noch fester aneinander* rücken.

Deutschland und Österreich—Ungarn haben in diesen Kriegsjahren in einem *Erleben* von ungeheurer Wucht und gigantischen Maßen *bis auf den Grund* erkannt, was sie einander sind und für alle Zukunft sein werden.

Unser Bündnis hat sich als der eherne Fels erwiesen, an dem jeder Ansturm zerbricht.

So wird es auch im neuen Jahr bleiben.

Es weht ein jugendfrischer Geist durch Österreich—Ungarn.

Er wird zu weiteren Erfolgen und zum endlichen Siege führen.«

Zum Schlusse gewinnen die Aussprüche, ehemals goldene Worte, die aber für Eisen gegeben wurden, eine fast seherische Kraft. Besonders tief ist der Gedanke: »So wird es auch im neuen Jahr bleiben.« Knapp hingesetzt und doch wuchtig. Nun stelle sich der Leser, dessen Einbildungskraft an jener Stelle des Blattes so oft massiert wird, die Situation vor. Der Reichskanzler will den Zug besteigen und statt des Gepäckträgers ist Herr Paul Goldmann da. Rings Leute, die Kußhände werfen: »Also — alles Gute!« »Glückliche Reise!« »Pah!« »Grüß mir die Fanny!« Aber das sind bei weitem keine so abgebrauchten Redensarten wie die, welche Herr v. Bethmann Hollweg zum

Coupéfenster hinaussprechen muß. Der Schaffner ruft schon: »Letzte Phrase zum Schnellzug nach Wien!« »Bitte den Gemeinplatz einzunehmen!« Bethmann Hollweg aber muß, ohne die geringste Beziehung auf die Situation im Coupé, versichern, daß wir noch fester aneinanderrücken werden. Die Nervenruhe, die fünf Minuten vor Abgang des Zugs so gemessen und absatzweise das Tiefste einem Reporter diktieren kann, ist, zumal bei den heutigen Verkehrsverhältnissen, erstaunlich. Im Frieden freilich hätten wieder die Zwischenrufe der Eßwarenverkäufer gestört. Denn *der* Zusammenklang auf einem Berliner Bahnsteig ist noch denkbar:

»So wird es auch im neuen Jahr bleiben.«

»Zeitungen, Reiselektüre, lustige, fliegende Blätter — !«

Aber *dies* Durcheinander ist zum Glück heute unmöglich:

»Er wird zu weiteren Erfolgen und zum endlichen Siege führen.«

»*Belegte Brötchen!*«

Und auch dieses:

»Es weht ein jugendfrischer Geist durch Österreich—Ungarn.«

»*Bier jefällig!*«

* * *

AUSTAUSCHPHRASEN

Der Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses Dr. Sylvester erwiderte in längerer, *teils ernster, teils launiger* Rede, sprach *vom goldenen Herzen der Stadt Berlin*, das die Besucher aus der Art des Empfanges so lebhaft gefühlt hätten, und leerte —

Ja, seit die Berliner unser goldenes Herz haben, geben die Wiener immer feste drauf.

* * *

EIN FAUXPAS (FEHLSCHRITT)

Der Weltfriede kann ein Stilproblem sein, wenn der Weltkrieg ein Preßproblem war. Wer mag der Stilist sein, der in einer Entscheidungsstunde für »Deutschland an das russische Volk« das große Wort führt?

Berlin, 15. April. Die 'Nordd. Allg. Ztg.' schreibt: — — Danach erstreben beide Parteien nichts anderes als die Sicherung des Daseins, der Ehre und der Entwicklungsfreiheit ihrer Völker — — nicht beabsichtigt, die Ehre oder die Freiheit des russischen Volkes anzutasten — — Wenn das russische Volk noch länger blutet und leidet, statt sich ruhig und ungestört dem inneren Ausbau seiner Freiheit zu widmen, so ist nicht Deutschland daran schuld. Die Schuld liegt dort, wo ein Interesse am Fortgang des Krieges besteht. Wo findet der in der Erklärung vom 10. April ausgesprochene Friedenswille des russischen Volkes den entschiedensten Widerspruch? Bei seinen eigenen Verbündeten — —. *Das russische Volk wird — niemand wird es anders erwarten — den Verpflichtungen gegen seine Verbündeten treu bleiben.* Aber das russische Volk soll wissen, daß seine Söhne noch fernerhin kämpfen und sterben müssen, weil seine Verbündeten es so wollen, um ihre eigenen Eroberungs— und Annexionspläne durchzusetzen. Das ist der Grund, weshalb Rußland hungern und leiden soll, anstatt — —

Wenn es also niemand anders erwarten wird, wenn ein Appell an die Treue Rußlands gegen seine Verbündeten geplant war, so war der gleichzeitige Schritt zur Versöhnung unnötige Mühe und es besteht nun gar die Gefahr, daß auch das russische Volk, das von dieser ehernen Konsequenz vielleicht nichts geahnt hätte, nun sich beschämt fühlen und nicht anders tun wird als man von ihm erwartet, schon um sich nicht vom Feind der Untreue beschuldigen zu lassen. Aber bleibt es treu, wie niemand anders erwarten wird, so weiß es ja schon alleine, daß das die Fortsetzung des Kämpfens und Sterbens bedeutet, und muß nicht erst auf den Vertragsinhalt der Treue aufmerksam gemacht werden. Was die Welt betrifft, so läßt sich wohl nicht leugnen, daß sie lieber durch allerhand Untreue zum Frieden käme als durch allerhand Treue zu einer Fortsetzung des Kriegs. Was aber das russische Volk betrifft, so hätte es vielleicht die Untreue vorgezogen; wenn man aber von ihm partout deutsche Treue verlangt, so gibt es sie vielleicht her. Es besteht der Verdacht, daß hier das ideologische Moment der eigenen Treue in die Ansprache an den Feind unversehens eingeflossen ist. Die Welt wünscht allerdings den Frieden, fürchtet aber, daß die Geistesverfassung, die Leitartikel eingibt, nicht die rechte ist, um ihn vorzubereiten. Denn es war und ist noch immer die rechte, um die Kriegslust zu wecken.

* * *

EINEM ON DIT ZUFOLGE

Zu Pessach wird den Lesern des 'Prager Tagblatt' — natürlich aus einer Entente—Quelle — unter dem Titel »Die Zarin und Rasputin in der Badewanne« die folgende Delikatesse geboten :

... Sein Einfluß basierte auf einer gewissen hypnotischen Kraft, die ihm eigen war, einer Kraft, *die ihn Frauen ganz besonders gefährlich machte*. Er hatte eine neue Art von Religion erfunden. Ein Artikel darin besagte, daß Männer und Frauen gemeinsam baden sollten, »um das Fleisch zu prüfen«. Er behauptete eine wunderbare Heilkraft zu besitzen und, *wie erzählt wird, hat er selbst die Kaiserin dahin gebracht*, sich dieser Prüfung zu unterwerfen. Die Zarin saß eines Tages in *ihren Gemächern*, zu einer stillen Arbeit zurückgezogen, als Rasputin, der es soweit gebracht hatte, überall unangemeldet eintreten zu dürfen, plötzlich ins Zimmer kam, vor der Zarin in die Knie sank und *begann*, sich bis auf die Erde zu verneigen. Es ist bekannt, daß sein Einfluß auf die nervenleidende und *leicht erregbare Frau* sehr stark war, und als der routinierte Komödiant mit beschwörender Geste die Aufforderung an sie richtete, »die Kraft ihres guten Menschen in jener Prüfung zu messen,« war sie, trotz des Einspruches und der Warnung der Fürstin D., *die vielleicht aus Erfahrung sprach*, dazu bereit. *Lakaienaugen und —ohren wollen denn auch die Tatsache verbürgen*, daß die Prüfung in der Badewanne stattgefunden habe. Man erzählt, daß die Zarin bald ganz der Suggestion des Wüstlings unterlag, der auch den Zaren völlig in seiner Gewalt hatte. Wenige Tage vor der Ermordung Rasputins soll sich *in den intimsten Gemächern* der Zarin eine Szene zugetragen haben, die nicht unbemerkt blieb. *Eine Hofdame*, die *trotz des strengen Verbotes* das Boudoir betrat, soll die unfreiwillige Zeugin eines Vorganges gewesen sein, *der es*

sehr bezweifeln läßt, ob die Zarin noch von der Frömmigkeit des Mönches überzeugt war.

Also doch wohl weniger einem On dit, als einem Me sagt zufolge. Wie weit doch die Rache für jene andern Ostermärchen gehen kann! Aug' um Auge, Bad für Blut — im Blutbad ist auch das noch möglich. Ein Dreckbube hat es erreicht. Der Glaube, daß das Unglück eine entthronte Kaiserin preßreif macht und dem 'Prager Tagblatt' näherbringt, verdient wohl bei den kommenden Friedensbedingungen berücksichtigt zu werden. Welcher Staat immer unterliegen mag, die Mundtotmachung und Auslieferung solcher Kanailen an den Feind sollte durchsetzbar sein, damit nie wieder die Feindinnen Gefahr laufen, durch ein solches Bad beschmutzt zu werden, und den Notizlern die Lust vergehe, sich an der Wehrlosigkeit von russischen oder rumänischen Herrscherinnen zu vergreifen. Auf der Rückseite des Ausschnitts ist ein weißer Fleck. Hätten wir eine Zensur, die statt von einer Staats—, von einer Kulturanwaltschaft besorgt wird, so wäre vorn ein gelber angebracht worden. So aber kann es als eine der Höchstleistungen des Jahres 1917 einer Nachwelt überliefert werden, die dieses als das Sittenpestjahr anstaunen wird, um der Fülle jener Nachrichten willen, die seine ärgeren Taten waren. Rußland ist — trotz Revolution in Rußland — groß, der Zar ist weit und Hundspetischen pflegen, wenn der Angriff auf die Familienehre in solche Regionen langt, nicht mobilisiert zu werden. Könnte dies aber einmal gründlich, von unten und oben und überall gleichzeitig geschehen, so würde sich die Menschheit wohl alle andern Mobilisierungen für alle Zeiten ersparen!

* * *

EIN GROSSES, ERNSTES GESCHLECHT

Wie Marsbewohner von dem »verschärften U—Boot—Krieg« denken, weiß man ja nicht; ob ihnen aber nicht totenübel wird, wenn sie dazu die Melodie eines gutmütigen Wolwele Singer hören, kann man auch nicht wissen:

... *Erstens*: Sie führen den aufgezwungenen furchtbaren Krieg nicht als Eroberungskrieg. *Zweitens*: Ihr Streben, *von der Humanität diktiert*, ist, ihre Existenz und ihre Ehre zu verteidigen und die Gegner zu zwingen, das blutige Ringen zu beenden. *Drittens*: Die Feinde sind es, die zur Anwendung der äußersten Mittel nötigen, sie uns aufdrängen, da sie, das loyale Friedensangebot höhrend, in unbegreiflichem Übermute abgelehnt haben ...

Und so gibt es denn *in den Zentralmächten* auch nicht eine einzige Stimme, die nicht die vollste politische, *militärisch—technische und ethische* rückhaltlose Zustimmung zu dem Entschluß ausspräche, den U—Boot—Krieg nun hemmungslos *wüten* zu lassen, um ein rasches Ende der Zerstörung zu erzwingen. Die vollste Einmütigkeit und Einigkeit werden offenkundig; der große Moment findet *ein großes, ernstes Geschlecht*.

Wenn man die Ozeanferne des Standorts solcher ethischen Zustimmung vom Schauplatz des hemmungslosen Wütens — recht ham se — bedenkt, so mag man wohl über eine Menschheit trauern, die nicht nur den Torpedo erfunden, sondern auch die Tinte beibehalten hat.

* * *

(Der *größte* galizische Eierhändler unter der Anklage der Preistreiberei.) *Saul Sternschuß aus Rzeszów*, der *größte* Eierhändler aus Galizien, hatte sich gestern mit seinem Wiener Vertreter *Osias Garfunkel* aus Rawaruska, vor dem Bezirksgericht Leopoldstadt in fortgesetzter Verhandlung wegen Preistreiberei zu verantworten. Vor dem Krieg versandte Saul Sternschuß Eier nach England, Frankreich, Holland und Deutschland. Seit August 1915 *bestritt* er einen großen Teil des *Wiener Eierbedarfes*.

Er bestritt ihn, so heftig, daß wir ihn gar nicht decken konnten. Aber daß es so etwas gibt, Namen und Phantome wie Saul Sternschuß aus Rzeszow und Osias Garfunkel; daß unsere Notdurft von den Plänen der so bezeichneten Milieus abhängt und kein Sternschuß der planetarischen Schande ein Ende macht, ist das Hoffnungslose. Nun kommt das vor den Richter und der heißt Pick. Infolgedessen:

Als die Verteidigung gegen diese ziffernmäßige Feststellung Einwand erhob, sagte Landesgerichtsrat Pick: »Jetzt werden Sie mir gleich wieder beweisen wollen, daß auch der Sternschuß bei dem Geschäft draufgezahlt hat, wie alle, die wegen Preistreiberei angeklagt werden. *Das hab' ich schon gern.*«

Saul Sternschuß beantwortete die Fragen des Richters *meist durch Gegenfragen*, so daß er vom Richter aufgefordert wurde, nicht so unklare Antworten zu geben. Bei Erörterung seines Gewinnes sagte er: »Herr Richter, *Sie glauben nicht*, was ich für Spesen habe.«

Richter: »Aber natürlich, *jedes Geschäft* bringt Spesen mit sich. *Ich habe auch Spesen.*« (Auf seinen Talarweisend:) »Da schauen Sie her, ich werde mir *auch bald einen neuen Talar* machen lassen müssen. Der kostet mein Geld«.

Dieses Motiv der Verwechslung von Jus und Schmus, der Rivalität von Talar und Kaftan, füllt seit Jahr und Tag unsere Gerichtssaalrubrik. Dann aber hören wir:

Der *Kern* der Verantwortung des Saul Sternschuß *ging dahin*, daß bei dem unter Anklage gestellten Eiergeschäft nicht »*Sternschuß-eier*« geliefert wurden.

Gräßliche Ordnung der Dinge, die den Mann mit der Ware zu untrennbarem Ekel verbindet! Er heißt wohl in seinen Kreisen: der Eiersternschuß (gebildet nach der Analogie des Fackelkraus), und die Hennen — ihm sind sie zinsbar, ihm fronden sie — legen Sternschußseier. »Der Kern geht dahin«, daß ich lieber verhungern würde, ehe ich Sternschußseier esse, ja daß ich, solange es so etwas gibt, den Hungertod für den einzig ehrenvollen Ausweg halte, um aus dieser heillosen Misere herauszukommen.

Schweizer Idylle

Könnte man über das Grauen zur Tagesordnung übergeben, so kann man doch nicht über die Tagesordnung hinübergehen, nicht über die furchtbare Naivität, mit der der Wahnwitz seine Kontraste aufrichtet, nachdem er

an sich schon die äußersten Postulate an Menschenwürde und Nervenruhe gestellt hat. Das so erschwerte Da—Sein macht einem aber auch den Wunsch nach einem Wegsein unerfüllbar. Nun ist die Erschwerung oder Erleichterung von Reisen sicherlich keine Angelegenheit, die, noch so vernünftig geregelt, den Verlust an Menschheit und Menschentum aufwiegen würde, den uns jede heimatliche Stunde anschaulich macht, und noch so unvernünftig geregelt, könnte sie die Bitternis dieser Zeiten nicht mehr vermehren. Es mag schließlich sinnvoll sein, daß uns, die all ihr Mögen unter den Begriff des Vermögens gestellt haben, verboten werde, uns zu erholen, damit die Valuta sich erhole, die es ja nach unsern Taten noch immer nötiger hat als wir nach unsern Leiden. Es mag hingehn, daß die tadellosesten Privatmenschen, deren Herkunft und Lebensführung den Verdacht »kriegsverräterischer« Absicht ausschließt — wiewohl ich sehr geneigt bin, nach diesem Krieg sein Geheimnis den Schakalen in der Wüste zu verraten —, durch das endlose Spalier von »Agenten«, Paßrevisoren, Klauselauguren, Leibesuntersuchern und sonstigen in Grenz-wirtshäusern beschäftigten Instanzen gehetzt werden, ehe man sie zu einem Butterbrot in der Schweiz gelangen läßt. Es mag hingehn, daß propagierenden Preßungeziefer mit Diplomatenpaß hin und herläuft; denn jedes Geschäft braucht einmal seine Reklame und anständige Leute, solche, die drei Wochen in »Kontumaz« sitzen — ein Fremdwort, in dem der Österreicher schwelgt —, geben sich ja nicht dazu her, den Neutralen, die dafür gar kein Gehör haben, zu versichern, daß der Wiener nicht untergeht. Es mag hingehn, daß man sich von dem Auftreten der Burgschauspieler in Zürich nicht nur einen Triumph über die Zürcher Ensembles, sondern auch einen politischen Umschwung verspricht und ihnen darum nicht nur die Fahrt, sondern auch das Ziel so bequem macht, daß ihnen die jetzt zeitraubende Umrechnung der Kronen— in die Schweizer Währung ganz erspart bleibt, indem einfach wir für sie die Spesen der dortigen Gastmähler zu bezahlen haben. Was aber nicht hingehen kann, ist die Schadenfreude, mit der die Heimgekehrten den Daheimgebliebenen erzählen, was es dort alles auf ihre Kosten zu fressen gab. Die journalistische Schamlosigkeit, die dem Herrn Tressler erlaubt, uns spaltenweise den Nachtisch zu servieren und an Tagen, wo das Blut in Tonnen fließt und sinkt, sich zum Mittelpunkt der Betrachtung zu machen, gehört zu den undenkbaren und dennoch körperhaften Erlebnissen dieses allerschuftigsten Zeitalters. Herr Tressler ist ein durchschnittlicher Maskenschauspieler, der den Charakter bei der Nase nimmt, ein Chargenspieler von der Art, die auf den Provinzbühnen in einer dem Bühnengenius und allem echten Theaterwesen abholden Epoche noch immer massenhaft produziert wird. In der Menschendarstellung fürs Varieté — diese Könnerschaft läßt keinen Geschlechtsunterschied aufkommen — erreicht er allenfalls das Niveau der Frau Niese. Als äußerlicher, leerer, technisch beflissener Kopist aller Stile nimmt er auf der Bühne etwa den Rang des Herrn Salten in der Sprache ein, und weil ihm die verschiedensten Nasen gleichgüt sitzen, so ist eine ihrer Theaterkultur abtrünnige Stadt vielleicht berechtigt, ihn für den Nachfolger Mitterwurzers zu halten, genau so wie sie gewohnt ist, die Frau Niese einem Girardi »kongenial« zu finden. Da nun die Bevölkerung dieser Stadt in Dingen des Theaters zwar ihren Geschmack überwunden, aber ihr Interesse für die Privatangelegenheiten der Schauspieler gesteigert hat, so läßt sie sich, während ihre Angehörigen in Schützengräben liegen, gern und willig von Herrn Tressler erzählen, wie er sich im Schlafwagen, Bett Nr. 10, auf der Fahrt nach Innsbruck bequem gemacht hat. Gleichwohl darf man nicht glauben, daß im Weltkrieg dem Herrn Tressler alles so gut ausgeht, wie man glauben möchte. Zuerst, ja, klappte al-

les famos und Herr Tressler, der sich in ein Buch von Marx Möller »vertieft« hatte, wollte schon den Eßkorb auspacken.

Aber große Enttäuschung harrte meiner, denn meine fürsorgliche Gattin hatte es übersehen, den Kartoffelsalat essig— und öldicht zu verschließen, und so schwamm die Mehlspeise mit dem Kalbsbraten im Essig umher. Das war eher peinlich, löste aber nicht das geringste Mitleid bei meinem Nachbar aus. Übrigens entwickelte er sich als ein sehr netter Coupégenosse, der nicht einmal schnarchte.

Daß es bei Tresslers noch Essig und Öl, Kalbsbraten und Mehlspeise gibt, ist das einzig versöhnliche an der Sauce. Nun kommt der Liebling an die Grenze, und während dort die meisten Reisenden als Leute behandelt werden, die sich durch das Reisen verdächtig machen, gelang »sein Durchbruch bei Feldkirch glänzend«. In Sargans hat er gleich eine »herrliche Bratwurst« nebst einem Krügel »Bierli« zu sich genommen. In Zürich nimmt ihn »ein Mitglied des österreichisch—ungarischen Generalkonsulats in Empfang«. Wozu hätten wir denn sonst eine Vertretung in Zürich? Auf der Straße »empfing ihn ein Meer von Licht«. Jene aber, die Vertretung, war auch schon vor Ankunft des Herrn Tressler nicht faul gewesen.

Man hatte mir im Hotel Baur en Ville *Quartier gemacht*, bestehend in einem großen, luxuriös ausgestatteten Schlafzimmer mit raffiniertem Badezimmer und einem eleganten Empfangsalon.

Hier mag Herr Tressler selbst empfangen, nachdem er außer vom österreichischen Konsulat und einem Meer von Licht auch noch »von dem überaus liebenswürdigen Direktor Reuker empfangen« worden war.

Ich fühlte mich schon jetzt im Himmel, aber es war, wie sich herausstellte, *nur der erste Himmel*. Der *siebente folgte nach*. Ich hatte *Mühe, ein herrliches Menü* für vier Franken, das meiner *harrte, zu erledigen*. Am Schlusse gab es Erdbeeren in Schlagobers. *Ich aß immer Schlagsahne, früh, mittags und abends ...*

Nun folgt Herrn Tressler zu Ehren »von dem bezaubernd liebenswürdigen Generalkonsul v. Maurig ein Souper zu zwanzig Gedecken im Hotel Baur au Lac« und an einem andern Tage noch eins, und zwar hatte der österreichische Generalkonsul diesmal 130 Einladungen ergehen lassen.« (Der österreichische allein; der ungarische hat sich wohl aus Scheu vor parlamentarischen Kostenberechnungen zurückgehalten.) »Mein Berliner Kollege Moissi war auch, meiner Einladung folgend, erschienen«. Wobei irrelevant ist, ob die Kosten für die Ernährung von 130 Österreich zum Fressen gern habenden Persönlichkeiten vom Repräsentationsgeld des Herrn von Maurig oder direkt aus der Staatskasse gedeckt werden. So oder so, bleibt es ein die nicht geladenen Angehörigen der österreichisch—ungarischen Monarchie angehender Kostenpunkt und ich bin nicht gesonnen, bei der nächsten Steuerfatierung speziell das Gedeck für Herrn Moissi im Ausgabenetat unerwähnt zu lassen. Wobei ich aber noch die Absicht habe, mich zu erkundigen, ob ich auch für die Reisespesen der dem Burgtheaterensemble für Reklamezwecke beigestellten Herren Salten und Hofmannsthal aufzukommen habe. Von einer Bereinigung dieses Punktes würde nämlich meine Staatszugehörigkeit nach dem Kriege in hohem Maße abhängen. Aber vorläufig sind wir ja noch mitten im Krieg, sehen wir also zu, wie die in Zürich den Herrn Tressler hochleben lassen.

So wurde es wieder 3 Uhr nachts, als ich mich von Generalkonsul v. Maurig und seiner ungemein sympathischen Gemahlin verabschiedete, denn um halb 6 Uhr mußte ich aufstehen und zur Bahn eilen, um nach Bern zu fahren. *Ich schlief ein unter den Klängen*

des »Heil dir im Siegeskranz« und »Gott erhalte«, das die »Italiener« mit wütender Begeisterung spielten.

Ein diplomatisches Meisterstück, an dem nur die Vorstellung peinlich berührt, daß Herr Tressler zu Ehren auch die Volkshymne gespielt wird. Unsere Schweizer Vertretung schien aber an der Idee festzuhalten, daß Herr Tressler das Beste ist, was Österreich momentan herzugeben hat, und so fuhr er denn, um halb 7 Uhr früh, von einem Herrn der österreichisch—ungarischen Gesandtschaft begleitet, nach Bern. Die Herrn in Bern haben das gern. Sie scheinen viel zu tun zu haben. Die Abwicklung der Reiseangelegenheiten anderer Österreicher datiert drei Monate; für Herr Tressler fahren sie gleich selber mit. In Bern nun »empfingt ihn wieder etwas, aber es war kein österreichischer Diplomat, sondern nur »eine Probe zu 'Weh dem der lügt'«, wie sichs für einen Schauspieler ziemt, der nun einmal leider auch den Küchenjungen und nicht nur den Tafelgast zu spielen hat. Selbstverständlich gibt Herr Tressler am Nachmittag »bei den Herren unserer Gesandtschaft Baron Gagern, Baron de Vaux und Baron Hennet Karten ab«, die ich als Herausforderung aufgefaßt und ihm in diplomatischer Vertretung dieser Herren als unverwendbar zurückgegeben hätte. »Mehr tot als lebendig« kommt Herr Tressler dorthin, wohin er gehört, »in die Garderobe«. Köstlich schildert er, wie schläfrig er war, wie er aber, sobald der Vorhang in die Höhe rauschte, als echtes Theaterblut, selbstredend, der Kenner kennt das. Und mit der Miene des gerissenen Kulissenkunden ergänzt er: »'Husch! Husch! die Waldfee!' Wie man bei alternden Naiven zu sagen pflegt.« Nun aber harrt des Unverwüsthchen die schwierigste Aufgabe.

Die Herren der Gesandtschaft hatten fünfundsiebzig Einladungen ergehen lassen. Es war eine außerordentlich glänzende Gesellschaft in den märchenhaften Räumen des Hotel Bellevue—Palace vertreten, welches sich für die — hoffentlich in absehbarer Zeit beginnenden Friedensverhandlungen vorzüglich eignen würde.

Immerhin besser als für die Fetierung eines mittelmäßigen Schauspielers. Denn wie immer man über den Wandel der Zeiten denken mag, die sich aus solchen, welche die Tischwäsche vor den Komödianten in Sicherheit brachten und diese kaum am Gesindetisch hätten speisen lassen, in die der aristokratischen Reinhardt—Bälle verwandelt haben; ob man nun dem Vorurteil oder der Toleranz den Vorzug gibt: so muß doch wohl gesagt werden, daß die Begebenheit, die einem Herr Tressler noch schildern darf, ohne Beispiel ist:

Mir wurde die ehrenvolle Aufgabe zuteil, die Prinzessin Schönburg—Hartenstein, die Gemahlin unseres Botschafters am Vatikan, zu Tisch zu führen. Links von mir saß die schöne Gräfin Schwerin mit dem Prinzen Schönburg. Und da prangte nun ein Büfett von einer Mannigfaltigkeit, wie ich es kaum je in Friedenszeiten gesehen habe. Also so sieht es im siebenten Himmel aus?! Tausendundeine Nacht!

Das den meisten andern Österreichern unerreichbare Büfett sei Herrn Tressler gegönnt. Was die andere ehrenvolle Aufgabe betrifft, muß gesagt werden, daß ich, wenn ich Botschafter am Vatikan wäre, zur äußersten Schonung dortiger Empfindlichkeiten und überhaupt aus Rücksichten des Prestiges alles tun würde, um zu vermeiden, daß Herr Tressler meine Frau zu Tisch führt. Wenn ich aber die Gräfin Schwerin wäre, würde ich streng darauf achten, nie solche gesellschaftliche Verpflichtungen einzugehen, die mich zwingen könnten, die linke Tischnachbarin eines Schauspielers dritten Ranges zu sein und geschähe es mir doch, so würde ich die Anerkennung meiner Schön-

heit durch Herrn Tressler und die Neue Freie Presse mir mit einer Entschiedenheit verbitten, daß einem Komiker, wenn er mir schon beim Dessert den Apfel reichen dürfte, doch die Lust zu Parisurteilen verginge. Die Erlebnisse des Weltkriegs sind ja nicht gerade danach angetan, die Wichtigkeit aristokratischer Herabkunft zu überschätzen, und umsoweniger, als just der Weltkrieg in Fülle Beispiele einer sich selbst aufopfernden Würde geboten und die Wertlosigkeit vieler Rezensionsexemplare des 'Salonblatt' dargetan hat. Beileibe nicht, weil sie sich so oder so im Krieg oder hinter ihm benommen hätten; sondern weil sie im Gegenteil nicht dem adeligen Instinkt gefolgt sind, die Mobilisierung der Ideale für den handgreiflichsten Zweck zu durchschauen; weil sie nie so friedensdiensttauglich waren, um einen Krieg dieser Art zu verhindern. Kein tieferer Gedanke verbindet ihren Rang mit dem Verfall der Menschheit als der Entschluß, den Reklamestreben bürgerlicher Wohltätigkeit ihren Namen zu spenden. Aber weil der Lebensinhalt dieser Klasse die Tradition sein sollte; weil selbst die verlorene Würde noch besser ist als die gewonnene Gemütlichkeit, so ist es immer wieder wichtig, den Herrschaften zu zeigen, daß die von ihnen abgelegten Kleider ihr besseres Teil sind. Ein Vorurteil, das vor Presse, Bank und Bühne kapituliert, täte wahrlich gut, sich gegen den Adel selbst zu behaupten! Denn was ist das für ein Schwindel von einer Exklusivität, die zwar die Vertreter von Beruf und Arbeit ablehnt, aber die Amüseure dieser Schichten enthusiastisch annimmt, während sie an der Kunst und ihren Menschen vorbeilebt? Was ist das für eine kuriose Ordnung gesellschaftlicher Dinge, die, solange einer als deutscher Buchhandlungsgehilfe konditioniert, ihn nie in die Lage bringt, Prinzessinnen zu Tisch zu führen, während die Entwicklung und öffentliche Schaustellung seiner Talente, die doch ein Abstieg sein müßte, ihn mit dem Inhalt des Gothaischen Handbuchs vertraut machen kann? Die Unempfindlichkeit aristokratischer Kreise, über welche am meisten die staunen, die dort eingelassen werden, müßte denn doch von der Erwägung begrenzt sein, ob der eben erst abgeschminkte Tischnachbar jenen künstlerischen Rang einnimmt, der über jede soziale Schranke erheben mag. Daß in der Sphäre hochadeliger oder hochoffizieller Menschen die Mitglieder jenes ehrwürdigen Burgtheaters zuhause waren, das vor dem Tressler—Zeitalter begraben wurde, Menschen, deren unerhörte Begabung zugleich die der gesellschaftlichen Vollkommenheit war, das bedarf keiner Erläuterung und keiner Entschuldigung; und wenn ein Davison oder Matkowsky, die aus Grenzenlosigkeit erschaffen waren, neben Fürstinnen getrunken hätten, so wäre die »Gesellschaft« ohne den Vorwurf einer Anomalie geblieben. Durch den Umgang mit Verwandlungskomikern beweist sie, daß ihr der Theatergeschmack in gleichem Maße abhanden gekommen ist wie der Sinn für die keineswegs wertlosen Normen ihres eigenen Faches. Wenn preußische Aristokraten sich eine Ehre daraus machen, von Herrn Reinhardt zum Handkuß gelassen zu werden, so läßt sich der Zustand noch mit dem napoleonischen Ausmaß einer den Snobismus aufpeitschenden Theaterdiktatur erklären. Herrn Tressler gibts auf jeder deutschen Provinzbühne und was mit einem von den tausend in der Schweiz getrieben wurde, ist ein Durchfall der österreichischen Gesellschaft. Herr Tressler wird, so schläfrig er ist, nicht müde, ihn schadenfroh, zu beschreiben:

Leider hatte indessen der Schweizer Fahrplan plötzliche Änderungen erfahren. *Da wollte man mich im Auto nach Österreich bringen*, aber auch die Österreicher hatten sich gegen mich verschworen. Denn auch hier war mein Zug ausgefallen. *Die österreichisch—ungarische Gesandtschaft hatte es übernommen*, diese Hiobspost meiner Direktion telegraphisch mitzuteilen.

Ich schlief also vom Hotel zur Bahn, schlief in ein *Halbcoupé erster Klasse* hinein, schlief nach Zürich, schlief im Restaurant in Buchs *schlief auf dem Bahnsteig in Feldkirch* —

Bessere Reisende als Herr Tressler sind dort schon wachgerüttelt worden, und solche, die weniger gefährliche politische Geheimnisse bei sich hatten. Denn, dem Feind zu verraten, was unsere Diplomatie im Weltkrieg treibt, uns selbst zu verraten, daß wir nur durchhalten müssen, um einen Gastspieler zu bewirten — das ist in Wahrheit ein staatsgefährliches Beginnen. Aber um solch eines kümmert sich der Grenzschutz nicht und überläßt es meiner, immer nur meiner Ohnmacht, die inneren Grenzen gegen den Feind zu schützen, der sie längst überschritten hat gegen die Zeitung, die durch ihr bloßes Dasein der Zeit, der sie dient, die Ehre geraubt hat und die Scham, es zu fühlen.

Worte Schopenhauers

A propos, ich lege hier für den Fall meines Todes das Bekenntnis ab, daß ich die deutsche Nation wegen ihrer überschwenglichen Dummheit verachte und mich schäme, ihr anzugehören.

*

Denn, obwohl Dummheit im Nationalcharakter der Deutschen liegt (worüber das ganze Ausland einig ist), so ist doch Niederträchtigkeit und Feilheit der Grundcharakter der deutschen Literatur dieses Jahrhunderts.

*

Den Deutschen hat man vorgeworfen, daß sie bald den Franzosen, bald den Engländern nachahmen: das ist aber gerade das Klügste, was sie tun können: denn aus eigenen Mitteln bringen sie nichts Gescheutes zu Markte.,

*

Um mich über den intellektuellen Charakter der Deutschen und die auf ihn zu gründenden Erwartungen zu orientieren, habe ich mir einige feste Punkte gemerkt, auf die ich vorkommenden Falls allemal zurücksehe:

1) Daß Fichte, dieser überbietende Hanswurst Kants, selbst 40 Jahre nach seinem Auftreten, noch immer neben Kant genannt wird, als wäre er eben auch so einer. Ησαχληξ και πιδηχος!

2) Daß sie, die Wahrheit der Goetheschen Farbenlehre, nach 24 Jahren noch nicht begriffen haben.

3) Daß Lichtenberg's vermischte Schriften nicht nur keine 2te Auflage erlebten, sondern 32 Jahr nach ihrem Erscheinen vom Verleger für einen Spottpreis feilgeboten wurden, dagegen die Schriften der Herren Salat, Krug, Hegel u. s. w. mehrere Auflagen erlebten.

Man will zwar behaupten, die Deutschen hätten das Pulver erfunden: aber ich kann dieser Meinung nicht beitreten.

*

Ich weiß nicht warum mir eben einfällt, daß der Patriotismus, wenn er im Reiche der Wissenschaften auftreten will, ein schmutziger Geselle ist, den man beim Kragen packen und hinauswerfen soll.

*

Das deutsche Publikum hat eine Wahlverwandtschaft zum Geistlosen: darum hat es die Herren Fries, Hegel, Krug, Herbart, Salat etc. etc. fleißig gelesen: aber mich unberührt gelassen.

*

Ich habe den Schleier der Wahrheit weiter gelüftet, als irgend ein Sterblicher vor mir. — Aber den will ich sehn, der sich rühmen kann, eine elendere Zeitgenossenschaft gehabt zu haben, als ich.

*

Unter den Lumpen da soll man bescheiden sein und sich stellen, als hielte man sich auch für einen Lump. Das wäre ihnen eben recht. Aber! quos ego —

*

Das deutsche Vaterland hat an mir keinen Patrioten erzogen. — Die Deutschen zu loben? — Dazu würde mehr Vaterlandsliebe erfordert, als man nach dem Lose, welches mir geworden, billigerweise von mir verlangen kann.

*

Das Schicksal meiner Philosophie und das der Goetheschen Farbenlehre beweisen, was für ein schnöder und nichtswürdiger Geist in der deutschen Gelehrtenrepublik herrschend ist.

*

Die glänzende Periode der Deutschen Literatur hat im Anfang dieses Jahrhunderts ihr Ende erreicht: damit aber auch die Sprache derselben nicht bleibe, sind jetzt Zeitungsschreiber, Buchhändlerlöhninge und schlechte Schriftsteller überhaupt eifrig beflissen, sie zu zerfetzen und zu zerstückeln, beseelt von einem rechten Enthusiasmus niederträchtiger Buchstabenzählerei.

*

In den Times ist über die Zulässigkeit des Wortes Telegramm durch 6 Blätter, in ausführlichen Darlegungen pro et contra disputiert worden. In Deutschland macht man kürzern Prozeß: falls einem Narren irgend eine neue orthographische Ungeheuerlichkeit einfällt, die einen Buchstaben erspart, so schreibt er sie sofort hin, und hundert andren Narren gilt sie als klassische Autorität: sie schreiben sie nach. Vor keinem Unsinn bebt der Deutsche zurück, wenn es gilt, einen Buchstaben zu ersparen.

*

Die gerügte Sprachschändung, zu der keine andere Nation ein Analogon aufzuweisen hat, scheint in den meisten Fällen von den politischen Zeitungen, diesem niedrigsten Zweige der Literatur auszugehen, und von da in die literarischen Journale und zuletzt in die Bücher zu kommen. Widerstand findet sie, so weit ich habe sehn können, nirgends, sondern Jeder, in schamlosem Nachahmungstrieb und urteilsloser Bewunderung des Absurden, beeifert sich, ein Mitarbeiter derselben zu sein. Kaum bin ich über eine neue grammatische und orthographische Eselei erschrocken, so sehe ich auch schon andere Schreiber sie eifrig adoptieren und nachschreiben: denn jeder dieser Esel ist dem andern eine Autorität.

Die politischen Zeitungen sind besonders tätig in der Sprachdilatation; diese letzte Klasse aller Druckschreiber, welche für den

Tag, auf den Tag, in den Tag hinein schreibt. Ich habe sie schon, in dieser Hinsicht, der polizeilichen Aufsicht empfohlen.

*

Jeder Lumpenhund ist Herr über die Sprache, z. B. jeder der Schreibstube oder dem Ladentisch entlaufene und in den Dienst eines Zeitungsschreibers übergegangene Bursche. Am tollsten treiben es die Zeitungen, zumal die süddeutschen, so daß man bisweilen zu glauben anfängt, sie persiflierten und parodierten die grassierende Sprachverbesserung. Allein sie meinen's ehrlich.

Mit welchem Fug und Recht maßen sich die Zeitungsschreiber und Journalisten einer literarisch heruntergekommenen Periode an, die Sprache zu reformieren? Sie tun es aber nach dem Maßstabe ihrer Unwissenheit, Urteilslosigkeit und Gemeinheit. Aber Gelehrte und Professoren, die ihre Verbesserungen annehmen, stellen sich damit ein Diplom der Unwissenheit und Gemeinheit aus.

Wenigstens soll man den schändlichen Jargon, in welchem meistens die deutschen Zeitungen geschrieben sind, öffentlich stigmatisieren als »Zeitungsdeutsch«, mit Verwarnung der Jugend, daß sie nicht Grammatik und Orthographie aus diesen Publikationen erlerne, vielmehr, daraus ersehe, wie man nicht schreiben soll.

Die Sprache ist der einzige entschiedene Vorzug, den die Deutschen vor andern Nationen haben. Denn sie ist viel höherer Art, als die übrigen europäischen Sprachen, welche, mit ihr verglichen, bloße patois sind. Sie ist (wie ihre Schwestern, die Schwedische und Dänische) eine Tochter der Gotischen Sprache, die unmittelbar vom Sanskrit stammt. Daher ihre der griechischen und lateinischen nahekommende Grammatik. Und eine solche Sprache sollten wir der Willkür und Laune und dem stupiden Unverstande höchst unwissender Sudler, Zeitungsschreiber, Buchhändlerlöhlinge und geldbedürftiger Bücherfabrikanten jeder Art Preis geben? Ubi est judicium? Seid ihr von Sinnen? Dem besagten saubern Pack schreibt, ja sprecht Ihr nach! —

Die ganze gegenwärtige Schriftstellergeneration, welche nicht ein einziges bleibendes Werk hinterlassen wird, soll nicht das Andenken ihres ephemeren und ruhmlosen Daseins dadurch perpetuieren, daß sie die kostbare deutsche Sprache, diesen wahren Nationalschatz, nach ihrem verstand—, geschmack— und ehrlosen Kaprice verhunzt und sie so zugerichtet, und mit den Spuren ihrer Taten versehen, den kommenden, vielleicht edleren Geschlechtern überliefert. —

Der Zeitungsschreiber und der gemeine Brot—Skribent soll schlechterdings keine andere Sprache schreiben, als die von den klassischen Schriftstellern seiner Nation befolgte. —

Die ganze allgemeine und höchst schändliche deutsche Sprachverhunzung zeugt von borniertestem Unverstand: Ihre Haupthandhaber sind die Löhlinge der Buchhändler und die Zeitungsschreiber: Ihren letzten Grund aber hat sie in der mehr und mehr einreisenden Unkenntnis der alten Sprachen ...

*

Das Jahr 1848 mit seinem saubern Treiben hat einen Samen von Unwissenheit unter den Gelehrten ausgestreut, nachdem die Hegelei den Boden dazu gepflügt hatte, und jetzt steht die Saat in

Blüte. Man merkt es an allen Ecken und Enden: das Zigarrenrauchen, Politisieren und Eisenbahnfahren ist an die Stelle ernster Studien getreten und die gelbgerauchten, langbärtigen Brillengesichter mit leeren Köpfen wagen es über die Zopfzeit zu spotten, in der die größten Geister gewirkt haben und gründliche Kenntnis der alten Sprachen allgemein war.

*

Ohne eine Ahnung davon, daß das Treffende, Bezeichnende, Genaue des Ausdrucks es ist, worauf es ankommt, sind sie bloß bemüht, Silben und Buchstaben abzuzählen, bereit, sich in allen Fällen mit dem *à peu près* zu kontentieren und dem Leser Einiges zu erraten übrig zu lassen, wenn es nur ein paar Buchstaben weniger gibt. Dahin geht all ihr Denken und Trachten, und jeder Sudler legt, ohne Umstände, seine Tatzen an, die deutsche Sprache zu verbessern. —

Was würde aus der lateinischen, was aus der griechischen Sprache geworden sein, wenn Griechen und Römer sich einer solchen niederträchtigen Buchstabenzählerei ergehen hätten?

Sogar ist jeder englische, französische, italienische, spanische Schriftsteller bemüht, elegant, jedenfalls aber korrekt zu schreiben: bloß der deutsche nicht; sogar scheint er bemüht, möglichst nachlässig, gemein und unverständlich seine Sache hinzuschmieren. Sein einziger leitender stilistischer Grundsatz dabei ist die niederträchtige Buchstabenzählerei. Dies gilt von fast allen: die Ausnahmen sind selten.

Schon deshalb, anderer Gründe zu geschweigen, lese ich lieber in jeder anderen Sprache, als Deutsch: ja, ich fühle eine wahre Erleichterung, wenn ich so ein deutsches Buch notgedrungen abgetan habe, mich wieder zu den anderen, neuen wie alten Sprachen wenden zu können: denn bei diesen habe ich doch eine regelrecht fixierte Sprache mit durchweg festgestellter und treulich beobachteter Grammatik und Orthographie vor mir und bin ganz dem Gedanken hingegeben; während im Deutschen ich jeden Augenblick gestört werde durch die Naseweisheit des Schreibers, der seine grammatischen und orthographischen Grillen und knolligen Einfälle durchsetzen will; wobei die sich frech spreizende Narrheit mich anwidert. Es ist wahrlich eine rechte Pein, eine schöne, alte, klassische Schriften besitzende Sprache von Ignoranten und Eseln mißhandeln zu sehn.

Die deutsche Sprache wird jetzt von dem Federvieh (wie kürzlich ein Literat seine Kollegen nannte) methodisch zu Grunde gerichtet.

*

Ein impotentes Zeitalter, welches nicht Einen Schriftsteller aufzuweisen hat, dessen Werke sich irgend eine Dauer über dasselbe hinaus versprechen könnten, will die Sprache der klassischen Zeit reformieren, und zwar dadurch, daß es das Imperfekt alle andern Präterita vertreten läßt und alle den Sinn modulierende Präfixe und Affixe wegschneidet; bei welchem Verfahren die Sprache zuletzt auf ihre Wurzelworte zurückgeführt würde. —

Schreibt ihr Plattheiten und Unsinn in die Welt, so viel es euch beliebt: das schadet nicht: denn es wird mit euch zu Grabe getragen;

ja, schon vorher. Aber die Sprache laßt ungehudelt und unbesudelt: denn die bleibt. —

Mit einem Wort, Kriegsgreuel sind Kriegsgreuel und Kriegslügen sind es auch. Aber es ist in Wahrheit ein Volk, das in seiner Sprache wie in Feindesland haust und kleinen Wörtern die Gliedmaßen abhackt. Alles was wir heute erleben, ist undenkbar. Aber am undenkbarsten die Vorstellung, daß Schopenhauer es erlebt hätte.

*

Die deutsche Sprache ist jetzt völlig vogelfrei für jeden Skribler, der im Dienst eines Buchhändlers, oder Zeitungsschreibers, das Papier beklegt: wenn dies so fortgeht, so wird, über 100 Jahre, die deutsche Sprache, die Sprache, in der unsere Klassiker geschrieben haben, eine tote sein, und statt ihrer in Deutschland ein wortarmer und grammatisch ungelinker Jargon, das Werk obiger Reformatoren, geredet werden. — Auf solchem Wege sind ja alle die alten, herrlichen Ursprachen zu Grunde gegangen: Pack, Pack, Pack, Halbvieh ist gekommen, ihnen den seinen tierischen Mäulern angemessenen Jargon zu substituieren. So wird es auch hier gehen ¹. —

1 Es wird nicht gehen, es geht schon: Aber jede Phantasie eines Flachkopfes kann noch verflachköpfter werden. Der Dummheit sind im heutigen Deutschland keine Grenzen mehr gesetzt. Die Zeitung 'Junge Freiheit' schreibt am 11. August 2012:

»Der Grundschulverband will eine Schriftreform an der Grundschule durchsetzen, die schwere Folgen für die Fertigkeit hätte, mit der Hand zu schreiben. Er möchte, daß nur noch unverbundene Druckbuchstaben gelehrt werden, die sogenannte »Grundschrift« Mit seinem Ansinnen hat der wirtschaftlich und politisch gut vernetzte Verband Unterstützer bis hinauf zu den Kultusministerien gewonnen. ... Maresi Lassek leitet eine Grundschule in Bremen. Sie ist die Vorsitzende des Grundschulverbands, der die Schreibschrift abschaffen will. 90 Prozent ihrer Schüler sind Ausländerkinder. Die Schule bekennt in ihrem Netzauftritt, daß »ein Teil der Eltern nicht oder nur eingeschränkt lesen und schreiben kann«, und sie gibt zu, daß sie nicht einmal Notenzeugnisse erteilen kann und sogar zum Teil auf türkisch, kurdisch, polnisch und arabisch unterrichten muß, um Lerninhalte vermitteln zu können. In einem solchen Umfeld ist man freilich schon froh darüber, daß die Kinder wenigstens Druckbuchstaben schreiben können.«

Vor allem soll die Dominanz männlicher Namensgebung gebrochen werden, also wird das Binnen—I eingeführt: Unter Lehrern versteht man an sich von jeher alle, die im Lehrerzimmer ihre Stulle mampfen. Jetzt hat man aber entweder von Lehrerinnen und Lehrern zu sprechen oder LehrerInnen zu schreiben (sprechen kann man dieses Wort nun nicht mehr). Ich Querkopf schreibe wie selbstverständlich »Lehrer und Innen«. Vorläufiger Höhepunkt ist die Erfindung des Redepults (sächlich), das das Rednerpult (männlich—sexistisch) ablöst. Wer es nicht glaubt muß es halt sein lassen, aber es gibt schon ein »Essener Kolleg für Geschlechterforschung«, es gibt Aufsätze und Bücher mit dem Titel »Das Geschlecht der Zukunft«, »Der männliche Berufsbegriff — eine Barriere für die Geschlechtergerechtigkeit« oder »Geschlechtergerechte Familienpolitik. Wahlfreiheit als Leitbild für die Arbeitsteilung in der Familie«.

Ich begrüße den Vorschlag der Grundschrift und rege an, bei dieser (einmaligen!) Gelegenheit auch die viel vernünftigeren Schreibrichtung von rechts nach links einzuführen. Wer nur konnte auf so etwas verfallen!? Das sieht dann — anfangs etwas ungewohnt — beispielsweise so aus:

⑨ snedeirF sed noigileR eid tsi sad ,maLsI

Aber wollen wird denn auf halbem Wege stehenbleiben? Wenn wir ausnahmsweise unseren ungläubigen Verstand anwendeten, dann haben wir die Erleuchtung: Weg mit den Vokalen! Die sind doch völlig überflüssig! (Ich gebe zu, die Idee ist nicht von mir, ich habe nur die Logik der arabischen Sprache benutzt. So zeigt sich mal wieder: von den Moslems lernen,

Empörend ist es, die deutsche Sprache zerfetzt, zerzaust und zerfleischt zu sehen, und oben drauf den triumphierenden Unverstand, der selbstgefällig sein Werk belächelt; — während man bedenken sollte, daß die Sprache ein von den Vorfahren überkommenes und den Nachkommen zu hinterlassendes Erbstück ist, welches man daher in Ehren halten und nicht mutwillig antasten soll.

—
Wer ist denn dieses Zeitalter, daß es an der Sprache meistern und ändern dürfte? — was hat es hervorgebracht, solche Anmaßung zu begründen? Große Philosophen, — wie Hegel; und große Dichter, wie Herrn Uhland, dessen schlechte Balladen zur Schande des deutschen Geschmacks 30 Auflagen erlebt haben und 100 Leser haben gegen Einen, der Bürgers unsterbliche Balladen wirklich kennt. Danach messe man mir die Nation und das Jahrhundert, danach.

Womit Schopenhauer gegen Uhland mehr recht behalten hat als für Bürger. Der Unterschied hier, nach Verdienst und Ruhm, ist beiweitem keine so deutsche Tatsache wie die, daß die Bürgersche Lenore 100 Leser hat gegen Einen, der Claudius und Hölty kennt. Da erst beginnt die Tragödie des deutschen Geistes. Auch muß bei aller Ehrfurcht vor der Gewalt und Echtheit dieses Schopenhauerschen Widerwillens gesagt sein, daß er die Entehrung der deutschen Sprache zu sehr an jener Oberfläche des Lebens wahrnimmt, wo auch eine bessere Grammatik an dem Wertverlust nichts ändern könnte. Die Verlingerung der Umgangssprache ist nur ein trauriges Kapitel, aber der Sprachgeist hätte überall und selbst im verwahrlochtesten Hause noch Raum. Ging's noch tiefer herunter, so wäre, aus allen von Schopenhauer gerügten Fehlern zusammengesetzt, in der einmal gegebenen Konvention, noch immer ein Werk der Sprache möglich, für das der Deutsche kein Gefühl mehr hätte. »Es war einmal« so beginnt das deutsche Märchen von einer versunkenen Herrlichkeit, und es beginnt mit einem Imperfekt, das Schopenhauer für falsch hält.

Die Literaturlüge auf dem Theater

Man habe nur einmal den, Mut, unmittelbar nach einer Lektüre der Nestroy'schen Judith die Hebbel'sche zu lesen, wie's mir, nach so vielen Jahren, neulich gefallen hat. Dann wird man auch den Mut haben, sich selbst — und auf alle mögliche Gefahr hin auch andern — einzugestehen: daß die Parodie von Hebbel ist und nicht von Nestroy. Denn die von Nestroy füllt, da sie, ganz abgesehen von ihrer satirischen Meinung, die Handschrift des schaffenden Geistes vorstellt, der mit dem Wort Leben wirkt und dessen, Wort den Atem dieses Lebens hat, ihre eigene komische Realität aus. Wüßte man selbst nicht,

heißt siegen lernen.) Die nun endgültige Fassung ist einfach schick, sozusagen sexy:

Ⓜ s ndrF sd nglR dts sd ,mLS

Na also, dabei lassen wir's! Wie schon eine alte Faustregel sagt: »Nicht verzagen, Mohammed (Allah segne ihn und sende ihm Heil, AsiusiH) fragen.«

daß hier jede Tirade nur eine kaum verbogene Wiederholung, die Einstellung eines lächerlichen Ernstes in eine bessere Denkkordnung bedeutet, die schlichte Zitierung einer Spottgeburt vor das Hochgericht des Spotts, — so lebte die Nestroy'sche Posse doch in ihrem eigenen Element weiter, hätte aus sich selbst Pathos genug, um zu atmen und da zu sein. Keineswegs die Hebbel'sche Tragödie; denn sie war auf die Grimasse schon angewiesen, ehe diese als eine Naturnotwendigkeit sie antrat. Sie trägt den Nestroy'schen Hohn in sich, weil sie diesseits der Lebendigkeit solchen Atems geboren ist. Liest man dieses Original unmittelbar nach der Travestie, dann möchte man auf Schritt und Tritt — am überraschendsten vor dem Manasses—Motiv — an der Erstgeburt zweifeln und finden, daß die parodistische Eigenkraft Hebbels von Nestroy so wenig erreicht werden konnte, wie das Pathos Nestroy'scher Satzbildung von Hebbel. An keinem Vergleich von Gestaltetem und Gesagtem ist der Unterschied zwischen Sprachkraft und psychologischer Besprechung deutlicher zu fassen. Es ist eigentlich belanglos, daß die Nestroy'schen Sätze den Sinn einer Persiflage haben sollen. »'Was sagst du, Hosea, mein Freund!' 'Was soll man da sagen, sie stehn draußen vorm Tor.' 'Aber werd'n sie stehn bleib'n draußen? Nein, sie werden dringen herein.'« Oder: »Das is zu arg! Die Hungersnot kommt zu steigen, und wenn sie steigt, so wachst sie.« Dies, wie die rassige Einheit von Wunderglauben und Profit, ersetzt Hebbels betulische Ensembles. Und etliche Holofernes—Reden die gutmütige Versicherung: »Es ist nicht so arg; ich hab' nur die Gewohnheit, alles zu vernichten.« Oder die herablassende Feststellung: »Sixt es, sixt es, jetzt is der Nebukadnezar ein Gott.« Und erst der Schwertstreich, der den gordischen Knoten des Holofernes—Problems durchhaut: »Ich möcht' mich einmal mit mir selbst zusammehetzen, nur um zu sehen, wer der Stärkere is, ich oder ich.« Nach der Elle gesprochen, kommt beim Original nichts Psychologischeres heraus, und ein für allemal bleiben die Hebbel'schen Dimensionen auf den Maßstab so kleiner Lebendigkeit reduziert. Ohne Zweifel, dieses Drama verdankt seine Unsterblichkeit dem satirischen Nachweis, daß es nicht leben kann. Denn immer noch dürfte das Dramatische, trotz allem, was die deutsche Bildung so seit Jahrzehnten zugelernt hat, viel eher eine Beschäftigung der Sprache als der Psychologie sein. Es mag ja einer literarhistorischen oder kritischen Gilde, die keine Ahnung von dem Geheimnisse hat und darum ihr Wissen vom Wißbaren breitschwätzt, epochenlang glücken, ein Publikum — vor allem das deutsche — dumm zu machen und ihm einen Klassiker aufzudrängen, den sie dazu errennt. In die Unsterblichkeit jedoch »zieht sich der Weg«, wie eben Nestroy sagt, und auf die längere Lebensdauer dürften in papierdünner Sprache gehaltene Exkurse über das Wesen des Dämonischen kaum hinreichen, um mit den lebendigen Möglichkeiten sprachlicher Gestaltung verwechselt zu werden. Die Hebbel'schen Menschen halten sich selbst nicht aus: sie scheinen samt und sonders entschlossen, dem bauchrednerischen Versuch, der gar nur ein kopfrednerischer ist, ein Schnippchen zu schlagen, und einigen sich, den Autor schon beim Aufgehn des Vorhangs vor das Publikum zu ziehen. Denn sie machen gar kein Hehl daraus, daß sie mit verteilten Rollen alle das nämliche zu sagen haben und sozusagen auf Teilung des Geistes spielen. Aber wäre dieser Geist nicht ein gar so gescheiter Geist, so gings auf seiner Bühne wohl dramatischer her. Und dennoch bewahrt diese Gescheitheit ihr bürgerliches Maß, dessen sie selbst für Holofernes'sche Redewendungen nicht entraten kann. Judith exekutiert eine echt biblische Rache, indem sie dem Holofernes den Kopf abnimmt, damit er an dem gestraft werde, womit er gesündigt hat. Nur müßte ihr und allen desgleichen geschehen, nichts anderes, als was sie sich ohnedies selbst antun: sie treten schon mit dem Kopf in der Hand auf und

siehe da, es ist der allen gemeinsame, der Hebbelsche. Kein Vorwurf aber trifft Hebbel weniger als der oft erhobene, daß seine Geburten von der Nabelschnur des Gedankens noch nicht befreit seien. So elementar lebt und stirbt sich in seinen Reichen nicht, wenngleich viel von so elementaren Dingen gesprochen wird. Die endlose Schnur von aneinandergereihten Überlegungen, die jede Hebbel'sche Figur mitschleppt, weist weniger auf Geburt als auf Selbstmord. Jede erhängt sich an ihrem Scharfsinn, ehe sie noch auf zwei Beinen steht. Mann und Weib, Bethulier und Nibelungen, der gehirnte Siegfried und Judith, die mit Recht ihrem Schoß Unfruchtbarkeit wünscht, weil er dem Holofernes ein Problem gebären könnte — sie alle sind von dem gleichen Wortgeschlecht, von der gleichen intellektuellen Herkunft, alle von Hebbel persönlich ohne die Sprache gezeugt. Da ist auch nicht ein Satz, der nicht stumm wäre, wenn man ihn liest, und der nicht einen Sterbenslaut von sich gäbe, wenn man das Buch zuklappt. Wie seltsam, daß dieser Autor zu jenen gehört, die von dem Geheimnis wissen, das sie nicht haben. Ein Sprachdenker wie Nietzsche; indem er über die Sprache denken konnte, was über sie zu denken ist: daß nur in und aus ihr zu denken ist, und dieser Erkenntnis das Erlebnis schuldig blieb; wie Nietzsche kein Sprachdenker. Seine Lyrik, die manchmal aus dem intellektuellen Zwinger weit herausfindet und gar tönt, ergreift in freierer Luft — und doch nicht aus der Sprache — die schöne Erkenntnis:

Die Sprache

Als höchstes Wunder, das der Geist vollbrachte,
Preis' ich die Sprache, die er, sonst verloren
In tiefste Einsamkeit, aus sich geboren,
Weil sie allein die andern möglich machte.

Ja, wenn ich sie in Grund und Zweck betrachte,
So hat nur sie den schweren Fluch beschworen,
Dem er, zum dumpfen Einzelsein erkoren,
Erlegen wäre, eh' er noch erwachte.

Denn ist das unerforschte Eins und Alles
In nie begriffnem Selbstzersplitt'rungs—Drange
Zu einer Welt von Punkten gleich zerstoßen:
So wird durch sie, die jedes Wesen—Balles
Geheimstes Sein erscheinen läßt im Klange,
Die Trennung völlig wieder aufgehoben ¹.

»Es werde immer wieder Licht. Es war schon da und sammle sich wieder aus der Farbenreihe. Wissenschaft ist Spektralanalyse: Kunst ist Lichtsynthese. Der Gedanke ist in der Welt, aber man hat ihn nicht. Er ist durch das Prisma stofflichen Erlebens in Sprach-elemente zerstreut, der Künstler schließt sie zum Gedanken. Der Gedanke ist ein Gefundenes, ein Wiedergefundenes. Und wer ihn sucht, ist ein ehrlicher Finder, ihm gehört er, auch wenn ihn vor ihm schon ein anderer gefunden hätte.«

Wie vor mir Hebbel diesen. Aber der Dramatiker hat reichlich ohne das Wunder sein Auskommen gefunden. Ohne daß sie ihm den schweren Fluch beschworen hat, ist sein Geist im dumpfen Einzelsein verblieben. Seine dramati-

1 Für alle Fälle: Dieses Gedicht ist von Hebbel.

sche Welt ist wahrlich eine von Punkten, zu denen in nie begriff'nem Selbstzersplitt'rungsdrange das unerforschte Eins und Alles gleich zerstoben war, ohne daß die Sprache ihm die Bindung vollzogen hat. Was er treibt, ist Spektralanalyse, und der deutsche Leser nennt es »Gedankendichtung«. Aber der in einer geistigen Konvention zuständige Autor, der bloß nicht charakterisieren kann, fällt bei weitem nicht so die Nerven an, wie der unermüdlich hinter seinen Figuren arbeitende Denker, dem man drei Stunden lang dabei zusehen muß und dessen Eigensinnigkeit eben das Terrain zu behaupten sucht, wohin sie am allerwenigsten gehört. In Deutschland jedoch entschädigt sich Unbehagen durch einen Respekt, der nie dem zu Empfindenden und immer dem nicht zu Verstehenden gezollt wird. Nur in Deutschland ist das Staunen vor einer durch Sprachnot sich fortzettenden Problematik möglich, und weil Ibsen sich eines Tages kühn entschloß, kein Dichter mehr zu sein, sondern sittliche Forderungen zu stellen, anstatt deren Erfüllung auf dem einzig sicheren Umweg der Kunst vorzubereiten, ließen sich auch die Zuhörer dogmatisch hinreißen und ein alle Entbehrungen durchhaltendes Publikum erklärte sich bereit, sich zwei Jahrzehnte lang im Theater zu langweilen. Eben so lange, als der analytische Zauber des neuen kritischen Geschäftes wirken konnte, das auf dem Wissen gegründet war: zu tun, als ob man empfände, was man bloß nicht versteht, schafft auch das Ansehn, als ob man verstünde, was man nicht empfindet. Aller Schwindeldramaturgie zum Trotz aber, die damals emporgediehen ist, indem sie eine Menge von Eseln durch die Freuden der Eingeweihtheit für die Qualen der Langweile entschädigen konnte, sei es gesagt: daß ich, wissend daß es Shakespeare und Nestroy gibt, aus der Atmosphäre der Heibel und Ibsen skrupellos in die der Scribe und Sardou flüchten würde und das lebendige Andenken einer Burgtheatervorstellung von »Feenhände ¹« oder »Die guten Freunde ²« für alle Verzückungen gebe, zu denen uns die norddeutsche Ersatzweihe seit 1890 herumkriegen wollte. Was sich die Leute im französischen Lustspiel zu sagen hatten, weiß ich nicht mehr, aber bewahre es in angenehmster Erinnerung, als Rhythmus und Form von irgendetwas, das mit dem Leben zusammenhing, als Spielraum echter schauspielerischer Kultur, die eine größere Tatsache menschlicher Entwicklung bleibt als die Hervorbringung eines Werkes, in welchem auseinandergesetzt wird, daß das Problem der Geschlechter ein Problem ist. Denn wenn das schlechte Drama nicht in der Menschheit mündet, so mündet doch das gute Theater in der Gesellschaft. Solange Tröpfe sich nicht durch Bildung bewogen gefühlt haben, den kastalischen Quell mit dem benachbarten delphischen Orakel zu verwechseln, war's überhaupt noch eine Lust, im Theater zu leben. Der Irrwahn, daß wir dort die Fakultäten absitzen müssen, stand noch nicht auf dem Repertoire. Das Leben war einem wenigstens im Theater leicht gemacht. Nun leider ist es allzu leicht geworden. Denn nachdem die großen Anstrengungen eingeführt waren — mit Orchestermangel als Strafverschärfung —, rächte sich die mißhandelte Theaterliebe durch Orgien der Banalität und entfesselte die Tanzoperette, die, als ratio des Schwachsinn, auch seine ultima ratio und vielleicht die letzte Konsequenz der Verhebbelung und Vernebelung der Bühne bedeutet.

1 Theaterstück von Scribe

2 Von Sardou (?)

Notizen

Will man einen Geschmack von der intellektuellen Unbefangenheit haben, die sich dieses Berlin durch einen Weltkrieg erhalten hat, so schmecke man den Prospekt, den der Gründer einer neuen Zeitschrift »Marsyas«, allen Warnungen zu Trotz, so unvorsichtig ist mir ins Haus zu schicken:

Strebsamer Popularisierung von moderner Kunst und Literatur oft berufenes Heil ist nicht erstanden. Laut und geschäftig verkündigen sich Massenaufgaben an »das Volk«. Aber das Volk liebt seine alten Dichter, und gegen die neuen steht es unvorbereitet und mit Widerstand.

Ach, wenn es nur!

Sein Wille zur Kunst ist groß, doch langsam. Auf hundert Irrwegen schon verführt, besinnt es sich entschlossen zum allein sicheren Besitz: dem klassisch gewordenen Wert.

Es wäre also für Goethe?

An dem Ereignis neuer *Erstehungen* beteiligt zu werden, verzichtet es *von Natur*. Und begnügt sich noch immer befriedigt mit den Erzeugnissen *unterhaltssamer Autoren*

Es wäre also für die um Staackmann?

und den sanften Vierfarbendruck nach alten Meistern an den Wänden. Aber *vergeblich und von heroischer Ironie erweisen sich Versuche*, letzte geistige *Errechnis*,

Das Unzulängliche hier wirds *Errechnis*. (Weil es zumeist in Leipzig gedruckt wird.)

letzte bildliche Verwirklichung gleich allen anzubieten. Die meisten lehnen sie lebhaft und *berechtigt* ab, *denn sie sind nicht für sie*.

Da hätten die meisten recht.

Zwischen fortsteigender Künstlerschaft und der naiven Empfänglichkeit der Vielen steht, vermittelnd, *von einem zum andern hinüberreichend*, die kleine Zahl *gepflegter Intellekte*, die *Grundlage besitzen* und die Begeisterung für *die Vollendungen des Heute*.

Die gepflegten Intellekte, die Grundlage besitzen, die Vollendungen des Heute von einem zum andern hinüberreichend, das sind die Schieber, die heute Rollgerste, morgen neue Kunst vermitteln, ohne sich von dem Vorhandensein des Artikels persönlich überzeugt zu haben.

Jene kleine Zahl zu sammeln, ist Aufgabe dieser Zeitschrift. Ihr Ziel *erweist sich streng und begrenzt*, nach sorgfältigster Auswahl Bestes und Gehaltvollstes der Zeit zu geben: In Prosa und Graphik. Ausdruck zu suchen und anzuregen für die Sensationen *starken, gegenwärtigen Lebens*.

Nebbich.

Den Begriff des *Genusses* in die Sphäre geistigen Lebens zu steigern; zu einem ernstesten und wachen Eindringen *in die großen Energien*, die Zukünftiges, einmal vereint, gestalten werden, und die heute noch verstreut sind.

Über der ganzen Welt.

Nichts anderes, dieses Vereinen, *Zukünftiges herbeizuführen* und zu erziehen, ist schwere und *glückliche* Aufgabe der Zeitschrift. *Wir geben hier grundsätzliche Feststellungen*: sie machen unser Programm schon aus.

Was festgestellt wird, ist vorläufig noch unbekannt, aber grundsätzlich. Man beachte, wie aus dem Phrasen durch Substantivierung von Verben, Adjektiven oder adjektivierten Verben sowie durch die Fähigkeit, einen abgegriffenen Singular in einen funkelneuen Plural zu verwandeln, im Handumdrehen ein Expressionist wird.

Man verlange keine Präzisierung einer Richtung. Einmal die Politik ausgeschaltet, wie bei uns, *legen wir jedermann den Entschluß nahe*, in der Fixierung geistiger Richtungen und vorzüglich künstlerischer keine Notwendigkeit zu sehen, vielmehr meist *Behinderndes* zum freien *Ausfallen* innerer Regung. *Verwirklichte Gestaltung*, dieses *Tatwerden der Kunst*, nichts anderes, ist Ziel, nicht Richtung, jedes Schöpfers.

Womit die Beziehung des Waschzettels zur Schöpfung eindeutig umschrieben wäre.

Ihm huldigen wir, dem wir die ausreichende Energie zum großen *Mitarbeiten* an der Zeit zutrauen: und der *beteiligt*, ihrem Gesicht Ausdruck und Innerlichkeit gibt, — und bleiben fern, einem der vielen —ismen uns anzugliedern, *eher bereit, unser erprobtes Mißtrauen* diesem wie jedem ästhetischen System entgegenzuhalten. Sehen in diesen —ismen letzten Grundes nichts als *Schalen*, die *abfallen* oder zersprengt werden von dem *großen Gehalt*, während sie den armseligen nur verhüllen, solange man aus ihnen nicht zu *schöpfen* sucht.

Ob es nun Schalen sind, die abfallen oder aus denen man schöpfen kann, wird sich zeigen.

Man lasse uns außerhalb der Richtungen nichts als die ausgewählteste Prosa,

Von solchem Kaliber

die heute von den wenigen Schriftstellern geschrieben wird, mit der *gepflegtesten Graphik* deutscher und auswärtiger Künstler verbinden.

Folgen die entsetzlichsten Namen, Muster für die ausgewählteste Prosa und die gepflegteste Graphik, wie man sie auf keiner modernen Drucksorte vermißt.

Der Druck

erfolgt in einer numerierten Auflage von 235 *Exemplaren*. Es werden zwei Ausgaben hergestellt. Die Exemplare 1 bis XXXV auf *Kaiserlich Japan* und auf *Strathmore Japan* bringen jede Originalradierung dreimal: *Im endgültigen Zustand, im ersten Zustand und als Remarquedruck*. Die Exemplare 1 bis 200 auf *handgeschöpftem Bütten* enthalten jede Radierung einmal. Jedes Heft bringt zehn bis zwölf Originalradierungen in der Büttenausgabe, sowie mehrere Holzschnitte und Steindrucke. In den Exemplaren 1 bis XXXV sind alle Kunstbeiträge signiert. In den Exemplaren 1 bis 200 signiert der Künstler die letzte Radierung einer jeden Illustration.

Der Subskriptionspreis

für den ganzen Jahrgang, das sind sechs Hefte im Umfang von durchschnittlich hundert Seiten Großquart, beträgt für ein Exem-

plar der Japan Ausgaben I bis XXXV 1500 M., der Ausgaben I bis 200 auf handgeschöpftem Bütten 600 M. Die Zahlungen für den Jahrgang können auch halbjährlich erfolgen, oder heftweise auf besonderen Wunsch.

Eine numerierte Ankündigung

in 570 Exemplaren befindet sich in Vorbereitung. Sie enthält: Eine Originalradierung von Hans Meid, eine Originalradierung von Rudolf Großmann, zwei radierte Vignetten von Erich Thum.

Die ganzseitige Radierung von Meid, die wie die andern für die Ankündigung des Marsyas hergestellt wurde, ist in den Abzügen auf Japan, I bis XXXV vom Künstler signiert. Es sind ebenso die ersten 35 Abzüge von Grossmann und Thum signiert. Diese Exemplare sowie die Exemplare I bis 200 der Ankündigung werden den Subskribenten eines Jahrganges reserviert und nicht berechnet. Die andern Exemplare, gleichfalls auf handgeschöpftem starken Bütten sind zum Preise von 50 M. zu beziehen. Bestellungen auf diese Ankündigung nimmt jede Buchhandlung oder der Verlag entgegen.

Eine unerhörte, alle Bedürfnisse umfassende Organisation. Somit wäre für alle Sorten von Berliner Kriegslieferanten, die nun einmal unter »handgeschöpftem Bütten« nicht leben können und denen der Dreck auf Kaiserlich Japan gereicht werden muß, vorjesorgt. Beneidenswert der, dem es gelungen ist, sich rechtzeitig die 35 von Grossmann und Thum signierten zu sichern. Man versteht aber endlich, warum Japan gleich zu Beginn losgeschlagen hat. Repressalien für den Berliner Snobismus. »Vollendungen eines Heute«, das nicht mehr zu ertragen war. Kiautschau als Faustpfand gegen eine Weltanschauung, die so unehrlich ist, Schweißfüße durch »ästhetische Kultur« verleugnen zu wollen. Marsyas war ein geschickter Flötenspieler, der von Apoll im Wettkampf besiegt und geschunden wurde. Mangels jeglicher apollinischer Fähigkeiten, die allerdings keine Luxusdrucke brauchen würden, wird uns der fertige Anblick des Marsyas geboten: der Schund.

* * *

Brüssel. Zivilverwaltung. 6. 4. 17.
Kolonialverwaltung

An den Verlag der Fackel.

In Nr. 454 / 456 ihrer Druckschrift vom 1. April 1917 ist mein Gedicht »Tötlicher Baum« abgedruckt. Der Nachdruck geschah ohne Quellenangabe und widerrechtlich. Ich fordere Sie hierdurch auf mir ein Honorar von Mk 40.— zuzusenden innerhalb von 8 Tagen.

Hochachtend

Carl Einstein

* * *

Bibliographisches. 'Die Schaubühne' (Berlin), XIII. Nr. 12 bis 17 (22. März bis 26. April): Karl Kraus (I. bis VI.). Von Berthold Viertel. — 'Das neue Deutschland' (Verlag F. A. Perthes, Gotha), V. Heft 11, 1. März und Heft 14, 15. April: Zitate.

Als Broschüre erschienen: »Rundfrage über Karl Kraus« (Brenner—Verlag, Innsbruck) mit Einleitung von Ludwig v. Ficker.

* * *

Vorlesung im Kleinen Konzerthausaal, Sonntag, 1. April 1917, 3 Uhr nachmittags:

I. *Goethes Volk / Von einem Mann namens Ernst Posse / Ein irrsinniger auf dem Einspänner Gaul / Aus: Francois Rabelais' »Gargantua«* (»Wie etliche von Pikrochollers Hauptleuten ihn durch hitzige Ratschläge in Gefahr brachten.«) Übersetzung von Hegaur und Owlgläß. II. *Keine Schweißfüße mehr! / Das kann in England nicht ohne Eindruck bleiben / Einer aus dem Schützengraben / Schon wieder eine Forderung! / Ich höre / Ein Bild / Zeichen und Wunder / Das hätte ich nicht erfinden können / Pfl eget den Fremdenverkehr / Was sich am Ende der Zeit begab.* III. *Die letzten Tage der Menschheit* (Aktschluß einer Tragödie) / *Gebet.*

Ein Teil des Ertrages ist wohltätigen Zwecken zugewendet worden. (Desgleichen von der Vorlesung vom 4. März, was in Nr. 454 — 456 nicht vermerkt war.)

*

Vorlesung im Kleinen Konzerthausaal, 4. April, 6 Uhr:

I. Johann Nestroy: »*Judith und Holofernes*«, Travestie in einem Akt (Musik von Carl Binder). II. Gerhart Hauptmann: »*Hannele Matterns Himmelfahrt*«, Traumdichtung in zwei Teilen. Begleitende Musik (hinter der Szene): Dr. Egon Kornauth.

Der gesamte Ertrag ist wohltätigen Zwecken (Blindenunterstützung, Kinderschutz, Tierschutz) zugewendet worden.

*

Eine Wiederholung dieses Abends — gleichfalls zu wohltätigem Zweck (Kriegsblinde und Kindervereine) — hat am 25. April, halb 7 Uhr, stattgefunden.

*

Wie die Kinder—Schutz— und Rettungs—Gesellschaft bei Bestätigung des ihr zugewendeten Betrages mitteilt, hat ihr ein Hörer der ersten »Hannele«—Vorlesung 200 Kronen gespendet. Die Gesellschaft spricht ihren Dank zugleich mit der Vermutung aus, daß der Vorleser bei dieser Gelegenheit »auch weitere Kreise auf die Zwecke der Kinder—Schutz— und Rettungs—Gesellschaft aufmerksam gemacht habe«. Das ist natürlich nicht der Fall, vielmehr ist die Wohltat nur dem Eindruck der vorgelesenen Dichtung zuzuschreiben, der so auf reinste Weise in eine Zweckwirkung umgesetzt wurde.

*

Auf dem Programm zu »Hannele«:

Die Vorführung dieser im neueren Deutschland einzigartigen Dichtung geschieht, um häufig vorkommenden Verwechslungen des Dichters Gerhart Hauptmann mit dem Kriegsdichter gleichen Namens zu begegnen.

*

Auf dem Programm zu »Judith und Holofernes«:

Am 13. März 1849 im Carltheater — mit Nestroy als Joab—Judith und Wenzel Scholz als Holofernes — zum ersten Male, seit Jahrzehnten nicht mehr gespielt; manchen aus einer Kainz—Vorlesung

(1909), der der heutige Vortragende nicht beigewohnt hat, in Erinnerung. Ludwig Speidel hat im Jahre 1881 geschrieben :

»In dieser Parodie steht Nestroy zwar nicht der Kunst und dem Schönheitssinn, aber dem sicheren Treff nach auf gleicher Höhe mit den genialsten Komödiendichtern. Aristophanes hat den Euripides nicht bitterer gezüchtigt, Molière die Preziösen nicht schärfer gehechelt, als Nestroy der Hebbel'schen Gestalt des Holofernes zugesetzt hat.«

Das Urbild des seither banalisierten Humors aus Jargon und Kaserne. Durch die parodistischen Riesenmaße von Heldentum und Wucher der Gegenwart vertraut.

*

Auf dem Programm zur Vorlesung aus »Gargantua«:

Dem Buch, dessen zeitliche Wahrheit dem Genius zugehören mochte, aber dessen Genießbarkeit um seiner appetitwidrigen Humore willen für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ungreiflich bleibt, sichert dies eine Kapitel XXXIII die Unsterblichkeit, mehr: die Lebendigkeit zuverlässigster Ahnung von dem, was sich erst heute begibt. Die Satire wird vollkommen durch die vollkommene Ahnungslosigkeit der deutschen Übersetzer, die, dem patriotischen Simplicissimus—Kreise angehörig, sich heute verwundern mögen, an welcher Satire sie da mitgearbeitet haben.

Ein Kapitel aus François Rabelais' Gargantua ¹

Wie etliche von Pikrochollers Hauptleuten ihn durch hitzige Ratschläge in Gefahr brachten

Als sie die lieben Wecken hereinbugsiert hatten, traten der Herzog von Borzlingen, Graf Raufdegen und Hauptmann Schissenbutz vor ihren König und huben an: »Hoher Herr, heute noch machen wir Euch zum glücklichsten und ritterlichsten Fürsten, den die Sonne seit Alexanders des Großen Tagen beschienen hat.« — »Bedeckt euch, bedeckt euch!« winkte Pikrocholler gnädig. — »In aller Demut. Untertänigsten Dank! Mit schuldigem Gehorsam! Unser Plan ist so: Ihr lasset einen Hauptmann mit ein paar Soldaten zum Schutze dieses Platzes, der uns mit den Wällen, die nach Eurer Hoheit Plänen aufgeworfen sind, reichlich stark befestigt erscheint. Euren Heerhaufen teilt ihr in zwei, wie ihr das ja bei Eurer Weisheit von selbst angeordnet hättet. Die eine Schar fällt über diesen Grandgosier und sein Völklein her und wirft es, versteht sich, beim ersten Ansturm wie im Handumdrehen! Nun verstärkt Ihr Eure Kriegskasse; denn der Schuft hat Geld in Hülle und Fülle. Der Schuft, sagen wir, denn ein anständiger Fürst hat niemals Geld. Dukaten hüten ist schuftig.

Die andre Abteilung zieht unterdes nach Onis, Angomois und Gaskonien, dann im Hui nach Médoc, Perigord und der Bordeauxer Heide. Ohne viel Federlesens nimmt sie Städte, Schlösser und Festungen. In Bayonne und Fontarabie seid ihr Herr über alle Schiffe und segelt der Küste entlang nach der Baskei und Portugal. Ihr plündert alle Hafentplätze bis nach Lissabon und erbeutet im Hui alles, was ein Eroberer braucht. Potzhagelwetter! Spanien fällt

¹ Verlegt bei Albert Langen. Vgl. die Bemerkung auf S. 63. [KK]. Gemeint ist diese Seite

Euch zu Füßen. Was sollen die Hundsfötter sonst tun? Ihr fahrt durch die sibyllinische Meerenge und pflanzt zum ewigen Gedächtnis Eures Namens zwei Säulen, die auf des Herakles seine herunterschauen wie auf Zwetschgenkerne. Und die Meerenge wird von Stund' an die Pickerkoller Straße heißen.

Ihr segelt da vorbei, und Khair Eddyn Rotbart übergibt Euch seinen Säbel und wird Euer Sklave.« — »Ich werde ihn gnädig behandeln,« nickte Pikrocholler. — »Wohl, wohl,« pflichteten sie bei, »aber taufen muß er sich lassen! Darauf erobert ihr die Reiche von Tunis, Hippo, Algier, Karthago, Cyrene, kurzweg das ganze Berbergebiet. Majorka, Minorka, Sardinien, Korsika fallen Euch in die Hand samt den andern Inseln des ligurischen und balearischen Meeres. Ihr haltet Euch nach links und unterwerft das narbonnische Gallien, die Provence, die Allobroger, Genuesen, Florenz, Lucca, und dann gute Nacht, Rom! Der arme Herr Papst fällt schon in Todeskrämpfe vor Angst. ¹« — »Ha, bei meinem Bart, ich küß' ihm den Pantoffel nicht!« krakehlte Pikrocholler.

»Italien steckt ihr in die Tasche, und Neapel, Calabrien, Apulien, Sizilien und Malta bindet ihr als Deckel obendrauf. Schade, daß die netten Johanniter-ritter nicht mehr dort sind; ich möchte die Herrlein gar zu gern vor Angst ihr Wasser abschlagen sehen.« — »Nach Loretto werd' ich gerne pilgern,« meinte Pikrocholler. — »Keine Rede,« wehrten sie ab, »erst auf dem Rückweg! Vorderhand machen wir Candien, Cypern, Rhodus und die Cykladen uns zu eigen und fahren [fallen?] dann über Morea her. Uns gehört es! Heiliger Truthahn! Gott schütze Jerusalem! Schon schmilzt der Sultan vor Eurer Allgewalt.« — »Werd' ich,« warf der König ein, »den Tempel Salomonis aufbauen lassen?« — »Nein, nein, noch nicht; wartet noch ein Weilchen. Ihr seid viel zu rasch und hitzköpfig ... Erst müßt Ihr Kleinasien unterjochen und Carien, Lykien, Pamphilien, Cilicien, Lydien, Phrygien, Mysien, Bithynien, Charazien, Satalien, Castamena, Savasta, bis zum Euphrat.« — »Bekommen wir,« fragte Pikrocholler, »auch Babylon und den Berg Sinai zu sehen?« — »Das braucht's jetzt nicht. Habt ihr denn nicht genug, wenn ihr das hyrkanische Meer zu Schiff, beide Armenien und alle drei Arabien zu Pferd durchquert habt?«

»Ach du liebe Zeit, was sind wir für Toren,« klagte der König plötzlich, »wir armen Würmer!« — »Wieso denn?« fragten sie. — »Ja was sollen wir denn in der Wüste trinken? Julian Augustus und sein ganzes Heer ging dort vor Durst elendiglich zugrunde, wie die Geschichte vermeldet.« — Da beruhigten sie ihn: »Dafür haben wir bereits gesorgt. Im syrischen Meer schwimmen Euch 9014 große Schiffe voll des besten Weines der Welt; sie steuern nach Jaffa. Dort warten schon 220.000 Kamele und 1600 Elefanten, die ihr auf einer Treibjagd bei Sigeilmis gefangen habt, als ihr nach Lydien rücktet, wobei Euch auch die ganze Karawane von Mekka in die Hände fiel. Das reicht doch wohl, um Euch nicht ohne Wein zu lassen?« — »Ja, ja; aber er ist nicht sehr frisch, find' ich,« meinte er kopfschüttelnd. — »Potz Karpfenleber,« fluchten sie, »ein Held, ein Eroberer, ein Weltbezwinger kann nicht immer alles nach Wunsch gepolstert und gefüttert haben. Dankt Gott, daß ihr mit Eurem Heer heiler Haut wenigstens bis zum Tigris vorgedrungen seid.«

»Aber,« fragte er dazwischen, »was schaffen unterdes meine Soldaten, die das Bürschlein von Grandgosier durchgewalkt haben?« — »O! die faulenzten auch nicht,« beruhigten sie; »die stoßen jetzt gleich zu uns. Sie haben nämlich inzwischen die Bretagne, Normandie, Flandern, Hennegau, Brabant, Artois, Holland und Seeland erobert. Sind über den Rhein gerückt, trotz der Schweizer und Lanzknechte; etliche haben auch Luxemburg, Lothringen, die Champagne und Savoyen bis Lyon zahm gemacht, und dort treffen sie Eure Besatzung, die von einem Mittelmeerzug triumphierend heimkehrt. Sie verei-

1 Und tritt daher im Februar 2013 zurück.

nen sich wieder im Böhmerlande, nachdem sie Schwaben, Bayern, Österreich, Mähren und Steiermark ausgebeutelt haben. Dann geht's lustig über Lübeck, Norwegen, Schweden, Dazien, Gotland, Grönland und Esthland bis zum Eismeer. Fallen drauf über die Orkaden her und machen Schottland, England und Irland zunichte. Fahren dann durchs Sandmeer und das Sarmatengebiet und werfen Preußen, Polen, Lithauen, Rußland, die Walachei, Ungarn, Bulgarien und die Türkei vor sich nieder und stehen, eh' man's denkt, in Konstantinopel.« — »Ja! und da vereinen wir uns alsbald mit ihnen,« bekräftigte Pikrocholler, »denn ich möchte noch Kaiser von Trapezunt werden! Und sollen wir nicht diese Hunde von Türken und Mohammedanern alle umbringen?« — »Ei freilich! Was denn sonst? Potz Teufel! Und ihr Hab und Gut schenkt ihr Euern getreuen Dienern.« — »Ganz recht, so verlangt's die Billigkeit. Ich übertrag' euch Caramanien, Syrien und ganz Palästina.« ...

Das alles hörte ein alter Rittersmann mit an, der im Kriege wohl erfahren und mit vielen Wassern gewaschen war. Er hieß *Wismund* und bemerkte auf die Großmäulereien der andern: »Ich fürchte bloß, dies ganze Wagewesen nimmt ein Ende wie die Geschichte mit dem Milchtopf, von dem ein Schuhflicker träumte, wie reich er damit sei; da zerbrach am andern Morgen sein einzig Näpflein, und er hatte nichts zu beißen noch zu nagen. Was soll die ganze Erobererei? Was wollt ihr denn mit euern Kreuz— und Querfahrten?« — »Behaglich ausruhen wollen wir uns, wenn wir wieder daheim sind,« antwortete Pikrocholler. — »Und wenn ihr gar nicht mehr heimkommt? Die Reise scheint mir lang und gefährlich. Wär's nicht gescheiter, jetzt gleich auszuruhen, ohne eure Haut erst zu Markte zu tragen?« — »Ei ja, warum nicht gar,« höhnte Graf Raufdegen, »das ist ein löblicher Vorschlag; setzen wir uns doch in den Ofenwinkel und helfen unsern Damen Perlen einfädeln oder Wolle wickeln wie weiland König Sardanapal. Wer nicht wagt, gewinnt weder Pferd noch Esel, sagt Salomo.« — »Und wer zuviel wagt,« gab Wismund zurück, »verliert Pferd und Esel, antwortet Markolf.«

»Basta! lassen wir das,« rief Pikrocholler; »aber ich fürchte mich bloß vor diesen verteufelten Legionen des Grandgosier; was machen wir, wenn sie uns in den Rücken fallen, derweil wir in Mesopotamien liegen?« — »Ganz einfach,« bedeutete ihn Hauptmann Schissenbutz, »Ihr schickt den Moskowitern eine schöne Empfehlung, und sie stellen Euch unweigerlich ein Heer von 450.000 auserwählten Soldaten auf die Beine. Macht mich zu ihrem Befehlshaber, und ich töt' Euch eine Stopfnadel für einen Allerweltskrämer, verzeiht, nein nein, umgekehrt. Ich hau', ich mord', ich stoß', ich treff', ich schlag', ich beiß', ich reiß', ich schmeiß', ich scheiß' ... « »Hurra,« brüllte Pikrocholler, »auf! auf! macht euch fertig! Wer mich lieb hat, folgt mir nach!«

Hans Müller in Schönbrunn

Der Hans Müller, der nicht an die Front gehen mußte, um Briefe von dort zu schreiben — er wäre ein großer Vaterlandsverteidiger geworden, auch wenn er ohne Uniform auf die Welt gekommen wäre —, hat neulich dem Tod ins Auge gesehen. Er war nämlich in Schönbrunn, nämlich in der Menagerie und beschreibt, wie der Panther hinter den Gitterstäben dagelegen ist und ihn angeblickt hat. »Ich bin allein im Raum«, sagt Müller, der keinen Augenblick die Geistesgegenwart verlor, so lange bis sich das Feuilleton in ihm zu formen begann. Freilich war er mit der vorgeschriebenen Marschroute, sich über den

Panther etwas einfallen zu lassen, was zu Vergleichen mit der Menschheit führen konnte, nach Schönbrunn gekommen. Die Gefahr lockte ihn, aber er hatte sie wohl unterschätzt. Nun, im Nachgefühl der heroischen Lage, setzt er das schlichte Wort hin: »Ich bin allein im Raum.« Man kann ihm das Abenteuer glauben, wiewohl er sich kürzlich erst zu der Behauptung verstiegen hat, daß er vom deutschen Kaiser in der Hofburg empfangen worden sei. Müller beschreibt nunmehr den Panther, dessen Eindruck er sich nicht entziehen kann, bis auf die Nüstern, »unter denen die Borsten nadelspitz wegstechen«. Fünfzehn Jahre war er nicht in Schönbrunn gewesen. »Damals war die Welt noch weit und offen ... O Vielfalt der Welt, eingefangen wie ein Tropfen Essenz in die Kapsel der Erinnerung ... « Beginnt er zu sinnieren, wie nur ein Shakespearescher Königssohn oder wie ein Nestroyscher Handlungsgehilfe zu sinnieren pflegen, wenn sie ein Müller'sches Theaterstück gesehen haben. Diese Gedanken Hans Müllers, die bis zu den Pampas schweifen und hierauf einen Abstecker nach Dänemark, Sorrent, Spanien und an den Vierwaldstättersee machen, scheinen den Panther zu langweilen. Denn »das Tier reißt seinen Rachen auf«, es gähnt. Müller mißdeutet es und glaubt, er befinde sich nunmehr in jener Todesgefahr, der er durch die Aufgabe seiner Feldpostbriefe in Wien und durch seine Tätigkeit im Kriegsarchiv glücklich entronnen ist. Es ist ein spannender Augenblick, welchem Müller mit dem knappen, aber inhaltschweren Satz gerecht wird: »Es begibt sich, daß ich ganz dicht an die Gitterstäbe herantrete.« Diese Begebenheit einmal als wahr angenommen, warten wir nun auf das, was sich weiter begeben wird. »Der Panther schaut und regt sich nicht.« Es begibt sich nämlich zugleich, daß der Panther, der bis dahin kein Antisemit war, zum erstenmal im Leben einen Herrn von der Neuen Freien Presse sieht. Der Panther wartet, wir warten. »Sein Atem trifft den meinen in der unbewegten Luft«, berichtet Müller, während wir im Hinterland atemlos der Entwicklung harren. »Unsere Augen klimmen ineinander.« Der Panther, dem gewiß eine hübsche Beobachtungsgabe, aber kein Talent der Schilderung gegeben ist, hätte die Begebenheit, die auch auf ihn Eindruck gemacht haben muß, vielleicht nicht so impressionistisch, aber doch packend beschrieben. Nun aber habe, so behauptet Müller und der Panther widerspricht nicht, »etwas Ungeheures, etwas, was man« (Gottseidank) »in Worte nicht fassen kann, wie von der Urzeit der Schöpfung her die ereignislose Minute mit Spannung gefüllt«. Was ist geschehen? Also doch? Hatte der Panther, der beim Anblick des Hans Müller eine Gebärde machte, die in der Sprache dieser Gattung »Oiwah!« bedeutet, zu einem entscheidenden Schlag gegen das Ansehen der Neuen Freien Presse ausholen wollen? Nein, das arme Tier, das sich glänzend beobachtet fühlte, riß bloß seinen Rachen auf. Es gähnte, wie gesagt, Müller aber glaubte, es wolle ihn verschlingen, um das Feuilleton zu verhindern. Alle, die nicht schreiben können, zum Beispiel ich, sind so geartet, sagt man. Aber man tut uns unrecht. Wir sind nicht hungrig, wir gähnen bloß. Müller aber ist fasziniert. »Wie gebannt blicke ich in diesen schwarzen Schlund der von den gelben Zahnmessern furchtbar bewacht ist.« Dies Bild ist aber keine Reklame für Odol, sondern Müller erkennt, daß »die Feindschaft zwischen Kreatur und Kreatur ewig währen wird«, denn »auf gleichem Stern gibt es dennoch niemals Nachbarschaft! Wem gehört die Erde, — ?« Diese pessimistische Erkenntnis, die an eines jener Probleme rührt, die wieder nur mit einer Frage beantwortet werden können, hat der Denker in einem furchtbaren Augenblick sozusagen aus dem Löwenrachen geholt, in einem Moment zwischen Tod und Leben, die nur durch Gitterstäbe von einander getrennt waren. »Jetzt zieht der Panther mit einer schweren, wie trächtigen Bewegung die linke Vorderpranke unter dem Bauch weg und hebt sie hoch.«

Schreckliches wird geschehn. »Eine Sekunde hält er den Tod erhoben, das grüne Glas seiner Augen wird flüssig.« Flieh, Müller! »Eine Sekunde ist es atemstill in der Wildnis. Todfeinde.« Wird Müller losgehen? »Brückenlose, die, einander Blick in Blick gegenüberstehen.« Müller steht gegenüber und zögert. Seine Stimmung ist ernst, aber zuversichtlich. »Dann — vorüber.« Der Panther ist gerettet. Atmet auf. Froh, daß keine Brücke von ihm zu Müllern führt, während Müller sich das gewünscht hätte. »Müde legt die Riesenkatze ihren schönen Kopf in den Nacken zurück, der Arm gleitet an den Gefängnisstäben kraftlos hinab, und mit einem schweren, wie erschöpften Ton fällt der ganze Körper dumpf auf die Liegestatt des Käfigs.« Von Müller's Blick bezwungen. Dem Panther ist mies. (Wie mies.) Was vermag ein Panther gegen einen Feuilletonisten? Wem gehört die Erde? Dem Feuilletonisten! Aber der Sieger ist nicht hoffärtig. Wenn auch noch so hoffähig. Er wird ihn gnädig behandeln. »Ein jähes Mitleid, von jener Art, die man nicht erklären kann, durchschüttert mich.« Er wälzt den Löwenanteil an dem Sieg über den Panther auf den Menageriedirektor ab, der den Panther gefangen hält und infolgedessen um die Möglichkeit gebracht hat, seine Kräfte frei zu gebrauchen. »Du armer Knecht« — Müller wird bitter — »hat man dir dein Leben fortgestohlen?« Müller erkennt, daß er über einen Wehrlosen gesiegt habe und wünscht den Panther frei. Er möchte ihm womöglich in Urforsten begegnen. Er beklagt eine Ordnung der Dinge, die ihn hierher geschleppt hat, »hierher zur Schau der Kinder.« Erst wenn alle heiligen Zeiten einmal ein Literat kommt, weiß der Panther, wozu er auf der Welt ist. Kein Blick des Tieres verrät, daß es einen Menschen nahe weiß.« »Sinnlos liegt es da«. Ein Nebbich. Müller entfernt sich und denkt über das Leben und Gott über die Welt. Erkenntnisse, wie sie die Schalek an der Front gefunden hat, findet Müller vor diesem Käfig. Er weiß nun, was Glück ist, nämlich Freiheit. Von den Tieren erkennt er: »Nur, wo sie nicht wissen, daß sie dienen, dienen sie mit Munterkeit.« Anders als die Feuilletonisten, die wieder nur dort, wo sie wissen, daß sie nicht dienen, mit Munterkeit dienen. Müller hat einmal zwei Ferkel gesehen, die in einer Singspielhalle dressiert vorgeführt wurden, nennt ihren Dresseur mit Recht einen Mörder, weil er eine Kreatur zwingt, ihren Sinn zu vernichten, fragt ob es im modernen Staat kein Gesetz gebe, das solche Mörder abfaßt. »Denn was heute ihnen, den Tieren auferlegt ist, könnte morgen uns selbst vom Schicksal zugemutet werden.« Daß es uns von Dresseuren längst zugemutet wird und daß das Schauspiel unsrer Produktion eben jene große Zeit ausfüllt, an der der Hans Müller Tantiemen verdient, ganz wie jene, die »noch an der Flamme, die vom Boden aufzuckt, sich die arbeitsscheuen Hände wärmen« das ist unter allen Gedanken, die einem so in Schönbrunn kommen können, dem Hans Müller nicht eingefallen. Denn; wenn er entrüstet den Dresseur fragt, »ob er die Natur der Ferkel als von Haus aus turnerisch empfinde«, müßte er sich selbst doch fragen, ob er die Natur der Menschen als von Haus aus wehrpflichtig empfinde, was er für sich selbst freilich verneinen würde; müßte er sich fragen, ob er etwa glaube, daß das Recht, einen Wehrmann oder Wehrschild zu benageln je nachdem, das Recht sei, welches mit uns geboren ist; und ob etwa die Verwandlung von geistigen Menschen, die ihre Feder nicht in den Dienst der guten Sache stellen wollten, in Stiefelputzer und Latrinenfeger dem Sinn der Kreatur entspreche. »Da ergeht es den Inwohnern der Menagerie Schönbrunn freilich besser«, nämlich als den Ferkeln, meint Müller beschwichtigend. Ganz wie den Autoren des Kriegsarchivs. »Ein Traum ihrer Vergangenheit umgibt sie hier mit zarten Farben, und wo es möglich ist, erhalten sie Freiheit wie ein Elixier, das die Rasse am besten hochzuchtet.« Und er zitiert die Worte des Menageriedirek-

tors: Als erster Grundsatz der Wartung gilt es, den in Gefangenschaft befindlichen, zumeist aus fremden Zonen stammenden Tieren in unseren Breiten annähernd jene Lebensbedingungen zu gewähren, an die sie in der Freiheit gewöhnt sind.« Es gelte, ihnen »Jenes Paradies zu schaffen, in dem sie ihre Heimat und ihre Jugend wieder zu finden glauben«. Ist da von Menagerie oder Pressequartier die Rede? Soll die Redaktion oder der Urwald ersetzt werden? Wird Hagenbeck zitiert oder Hoehn? »Sie erhalten frühmorgens außer ihrem Kaffee Weißbrot mit Biskuit, mittags ... « Wer? Die Affen, »unsere tragikomischen Karikaturisten«, wie Müller sie nennt. Allerdings sei das bei jenen, bei den Affen, nur im Frieden der Fall gewesen ... Wie nun das Wort vom Frieden fällt, erhebt sich Müllers — hoffentlich unerwiderte — Tierliebe auf jene höhere Warte, auf der der Dichter stehen soll, wenn er nicht gerade mit dem König geht, in welchem Falle er bekanntlich auf der Menschheit Höhn wohnt. An den Tieren, bei denen »die Ewigkeit rauscht, der Brunnen des Morgigen«, sollen sich die Menschen ein Beispiel nehmen, was ohne Zweifel eine vernünftige Forderung ist, weil die Menschen so etwas noch immer fressen, während doch jeder bessere malaiische Bär den philosophischen Zucker verschmäht hätte, den ihm ein Feuilletonist durch die Spalten reicht, und kein Panther, der auf sich hält, in mondheller Nacht über die Gemeinplätze des Hans Müller jagen würde. Tiere sind keine Schmöcke. Die Sehnsucht »nach der gemeinsamen Heimat aller Lebendigen«, als die dieser hier den nächtlichen Schrei der Tiere deutet, mögen sie wohl empfinden, aber sicherlich nur mit Ausschluß von Kriegsliteraten, die in dienstfreien Stunden das Weltall umarmen. Der Hans Müller, das weiß jedes Elefantensbaby, ist der erfolgreichste Autor der patriotischen Saison und identisch mit jenem Hans Müller, der öffentlich behauptet hat, daß ihn der deutsche Kaiser in der Wiener Hofburg empfangen habe. Da aber der deutsche Kaiser einen Dichter, der nicht im Feld war, nicht empfangen würde, und einen, der es fälschlich behauptet, schon gar nicht, so dürfte der Hans Müller so wenig in der Hofburg gewesen sein wie im Feld, während es durchaus glaubhaft ist, daß er in Schönbrunn war.

Glossen

SIEG DER WIENER MODE

»Die Wienerin« hat bekanntlich »in Zürich eine Schlacht geschlagen und einen glänzenden Sieg errungen«. Unblutig. Bloß durch Anmut. Sieg der Wiener Mode, wollen nicht mehr Joch der Pariser Mode, weiß schon. Gedanke taucht auf, in Zürich Wiener Modeschau. Schau schau, da da. Paris vor Eifersucht ganz aus dem Häusl. Fürchten »siegreiche Frühjahrsoffensive der Wienerin«. Arras ein Tineff, Gefahr des Durchbruchs der Wiener Werkstätte. Paris legt energisches Veto ein, Repressalien. Fürchten selbstredend Wiener Einfluß. Man prophezeite Fiasko, aber es kam anders. »Und als auf dieser Bühne die erste Wienerin erschien, Sonnenschirm und Handschuhe in der Hand, da war auch der Sieg entschieden.« Alle Herzen gewonnen. Durch Mollertheit und wurletes Temperament. Nicht nur Schick, sondern auch Schan wird allenthalben zugegeben. Unter Leitung des Kapellmeisters Wacek alles gewonnen. Zürcher Sachverständige zwar »meinten, diese Wiener Mode biete doch eigentlich nichts Neues und wäre von der jüngsten Pariser Mode längst überholt.« Nörgler verstummen. Erkannten, »daß es in Wien vor allem Maler sind,

die den Geschmack der Frauenmode bestimmen.« Glanzpunkt der Entwicklung. »Das war der Fall zur Zeit der Renaissance, das ist der Fall im heutigen Wien.« Ein Ah des Staunens: ja, jetzt erkannten sie Krenes. »Den großen Sieg, den die Wienerin heute in Zürich über die Pariserin errang, verdankt sie ihren treuen Freunden, den Wiener Malern.« Alles im Bann der Wienerin. Offene Feindschaft verwandelt sich in Begeisterung. Von nichts anderm mehr geredet. Gesteckt voll. Eidgenossen wollen sich einen bescheidenen Platz sichern, müssen abziehen. Paris gibt den Kampf nicht auf. Durch laut geführte Gespräche wollen sie Stimmung herabdrücken, Erfolg der Wienerin verkleinern. Während »die Wienerin als solche, als menschliche Erscheinung, als jenes himmlische Geschöpf, das der Herrgott in einer glücklichen Stunde schuf, in Zürich wie eine Offenbarung wirkte«, hört man die Parole:

»Das alles ist Schwindel. Es gibt gar keine Wiener Mode. Das sind Pariser Modelle, die auf dem Umweg über die Schweiz nach Wien eingeschmuggelt wurden, wo man sie kopierte. Das sind französische und Schweizer Stoffe, die irgendwie nach Österreich gelangten und dort verarbeitet wurden.«

Purer Neid, dessen Text zu zitieren freilich Unvorsichtigkeit des Propagandaschmokes. Denn man könnte doch am Ende glauben, daß zwischen dem allgemeinen Verbot der Einfuhr französischer Modejournale, das die Schöpfer der Wiener Mole durchgesetzt haben, und der besondern Einfuhr, die sie selbst vornehmen, ein tieferer Zusammenhang bestehen müsse. Wenn man dann diesen Gedanken weiterdenkt, würde man freilich die Ungeschicklichkeit beklagen, die zwar die Einfuhr des Originals verbietet, aber die Ausfuhr des Plagiats erlaubt. Ein nicht unterzukriegender Optimismus jedoch verläßt sich darauf, daß die Neutralität des Rendezvousorts den Eigentümer verhindern wird, dem ehrlichen Finder einen Skandal zu machen. Und da mag dann diesem die Idee kommen, selbst die laute Verlustanzeige zu riskieren. Denn wir sind wirklich so ehrliche Finder, daß wir sogar die Beschwerde des Verlustträgers vor aller Welt übernehmen, um sie als den Neid des armen Teufels zu entlarven.

* * *

DIE WIENERIN IM AUSLAND

»Anna«	Bruttotonnen	1.570
»Klara«	„	3.932
»Dora«	„	7.037
»Erny«	„	6.515
»Ida«	„	4.730
»Lucia«	„	6.744
»Martha Washington«	„	8.312
»Teresa«	„	3.769
	<hr/>	
	Bruttotonnen	42.609

Ach so, man hat sie in Amerika beschlagnahmt. Auch eine fesche Ungarin ist darunter, die »Morawitz« heißt. Jetzt verstehe ich, wie das zusammenhängt.

* * *

HOLLAND VERHÄLT SICH RESERVIERT

— — Die Holländer waren gegen uns *vorsichtiger* als die Schweizer. Wurden wir hier — — so befiß man sich dort zunächst einer Reserve, die sich vor allem darin äußerte, daß *durchaus nicht alle Hotels gewillt waren*, Angehörige der Zentralmächte in so großer Anzahl gleichzeitig aufzunehmen — — Wacak — —

Trotzdem, die Holländer gewöhnten sich.

Im Hotel *benahm sich jedermann tadellos gegen uns* und das Publikum, das sich bei Beginn unserer ersten Vorführung zurückhaltend, ja spröde gezeigt hatte, erwärmte sich sichtlich und ging bald *durch dick und dünn* mit uns. *Wir kamen, wurden gesehen und siegten.*

— — Die Schweizer Hotels machten sich eine Ehre daraus, uns aufzunehmen — —

So erzählt der Handelskammersekretär, und interessant wäre es nun, die Holländer in den Hotels über das tadellose Benehmen der Fremden zu vernehmen. »Ich glaube, man kennt uns zu wenig und ist deshalb *jenen* freundlicher gewogen«, meint der Handelskammersekretär. Auch diesmal hat man die Wiener zu spät, nämlich erst nach dem Abschied kennengelernt. Und wie unrecht Holland mit seinem anfänglichen Vorurteil hatte, dürfte es aus einer scherzhaften Wiener Zeitungsnotiz erfahren, die hinterdrein erschienen ist:

(Ein Abenteuer Wiener Musiker an der holländischen Grenze.) Aus Rotterdam wird unserem Berliner Korrespondenten berichtet: Die aus ungefähr sechzig Mann bestehende Wiener Kapelle, welche die Wiener Modeschau auf einer Reise durch Holland begleitete, hatte an der holländisch—deutschen Grenze ein unliebsames *Abenteuer* zu bestehen. Mehrere Künstler hatten zur Erinnerung an Holland ihre *Instrumente* zum Teil, mit Kakao, Speck, Butter, Kaffee und anderen Landesprodukten gefüllt. Den holländischen Zollwächtern fiel das schwere Gewicht der sonst so leichten Instrumente auf; sie untersuchten alles genau und veranlaßten dann die Musiker zur Zurückgabe der »Andenken an Holland«. Die Ertappten durften erst mit dem folgenden Zug weiterreisen.

So erfüllen denn die Instrumente doch einmal ihren Zweck oder dieser die Instrumente. Es ist menschlich, aber nicht so ganz diplomatisch. Durch Dick und Dünn gingen die Holländer noch bis zur Grenze mit uns. Die Schweiz ist begeistert, weil wir dort Pariser Modelle einführen, Holland verhält sich reserviert, schon ehe wir ihm Speck ausführen. Kurz und gut, das ist die fesche österreichische Propaganda, welche ihre Leute kennt, die sie kon-tumazfrei über die Grenze schickt.

* * *

ES WAR EINFACH ÜBERWÄLTIGEND

sagt Herr Moser. Sämtliche aus neutralen Ländern heimkehrenden Propaganda—Österreicher sind entzückt und voll des Staunens darüber, daß sie anständig behandelt wurden. Auch freuen sich alle, daß sie für ihr Geld etwas bekommen haben. Einer erzählt:

Das erste, was uns in Zürich in die Augen stach, war natürlich die Fülle von Licht und die stets vollen Geschäfte, in denen alles zu haben war. In *überaus gewinnender* Weise kam man uns allenthalben entgegen,

Bedenkt man aber, daß jetzt, durch diese neutralen Länder ziehend, Menschen mit durchschossenem Rückenmark heimkehren oder gar solche, die von sich sagen können, daß ihnen etwas in die Augen stach und daß es eine Fülle von Finsternis war, so wird man sich von den glückstrahlenden Erzählungen erholter Burgschauspieler und Probiermamsellen mit Ekel und Langeweile abwenden.

Das Eingehen des Publikums auf die *spezifische* Kunst des Burgtheaters war bewundernswert. *Im Handumdrehen* hatte das Publikum die Eigenart des Burgtheaterspiels erfaßt ...

Ich hinwiederum bin so begriffstutzig, daß ich bei einem Auftreten im Burgtheaterparkett nicht dazu zu bringen war, die Hand umzudrehen, sondern nur dazu, den Mund zu spitzen. In Zürich wäre ich vielleicht im Bann gestanden. Salten hielt einen Prolog und von Lothar war die Programmschrift; er war so selbstlos, eine Darstellung der Geschichte des Burgtheaters zu schreiben, während die Geschichte seines eigenen Theaters die Berliner Gerichte abgefaßt haben. Der Festabend beim Botschafter in Bern soll dadurch ausgezeichnet gewesen sein, »daß an ihm ein Neffe von Bethmann Hollweg, ein Neffe von Hindenburg und ein Neffe von Bismarck teilnahmen«. Allgemein soll das Fernbleiben des bekannten Urenkels Schillers aufgefallen sein. Wie aber verhielten sich die Feinde?

Neben unserem Festsaal war *im anschließenden Zimmer* eine *englische Gesellschaft und viele Franzosen*, auf der Straße *staute sich* eine große Menschenmenge, in der es wie im Turm zu Babel in allen Sprachen durcheinanderquirlte, *es kam aber nicht zur leisesten Reibung*, sondern wir wurden im Gegenteil *Gegenstand einmütiger zujubelnder Kundgebungen*.

Es ist höchst bezeichnend, daß die Engländer und Franzosen im anschließenden Zimmer nicht in den Festsaal gedrungen sind und sich gerieben haben. Wahrscheinlich im Hinblick auf die Neutralität. Auf der Straße hingegen war der Teufel los, man glaubte schon, es käme zu einem Skandal, aber es herrschte eitel Jubel, indem die ganze Entente »Hoch Tressler!« rief. Es wäre interessant zu untersuchen, ob die heimg'fundenen Mitglieder der Comédie française über einen ähnlichen Erfolg zu berichten hatten. Mitnichten.

Das Wiener Burgtheater und somit die österreichische Kunst hatte *mitten im Krieg* einen *unblutigen* Kultursieg im neutralen Ausland errungen!

Verwundet wurde niemand. Aber ich bekenne offen und ehrlich und auf die Gefahr hin, daß ich bei meinem nächsten Versuch, das Burgtheater zu betreten, hoffentlich nicht hineingelassen werde: daß ich eine blutige Niederlage von Burgschauspielern in Zürich unbesehen einem Weltkrieg vorgezogen hätte!

* * *

WIRRWARR VON KOTZEBUE

Die Burgtheaterregisseure der russischen Palastrevolution, nein, die Petersburger Revolutionäre, die den Herrn Thimig abgesetzt haben und die Re-

genschaft des Herrn Holz nicht anerkennen wollen — herstellt, das kommt davon, wenn zu viel auf einmal geschieht und die Ereignisse in Kolumnen wie in Laufgräben einander gegenüber lagern. Halt, sie sind schon handgemein:

Zum Konflikt im Regiekollegium sei übrigens eine kleine theatergeschichtliche Reminiszenz hervorgeholt. Im Jahre 1797 war der Lustspieldichter August Kotzebue einige Monate hindurch in Wien als Hoftheatersekretär verpflichtet. Seine Wiener Tätigkeit dauerte nur so kurz, weil eine kleine Schauspielerrevolte ihn von Wien vertrieb. *Devrient erzählt,*

Schon wieder eine Verwechslung möglich!

der Herr Hoftheatersekretär habe die Schauspieler durch *Stichelreden* aufgereizt

Aha, die Sticheleien der Entente!

und habe sie seine geistige Überlegenheit allzu deutlich fühlen lassen, so daß ihrer dreizehn in eine Art Ausstand traten. Der damalige Pächter des Burgtheaters Freiherr v. Braun hielt eine förmliche Gerichtssitzung ab und entschied schließlich gegen Kotzebue, der sich zunächst in seiner Vaterstadt Weimar niederließ, aber durch die Ablehnung seitens Goethes und die Angriffe der Romantiker

Die sind jetzt im Kriegsarchiv

verbittert, Deutschland den Rücken kehrte und *in die Dienste des Zaren trat.*

Das wollte der Herr Holz auch, aber mangels eines Zaren konnte er nicht mehr. Hier nun ist die letzte Möglichkeit einer Verwechslung gegeben. Denn wenn Kotzebue für die Geschichte des deutschen Theaters auch ebenso wichtig ist wie Herr Holz, so hat er doch keine so echte Kotzebuesche Posse hinterlassen wie den von Herrn Holz dem Burgtheater einverleibten »König Lear«, in dessen Reich nach erfolgter Aufteilung es viel toller zugeht als in einer russischen Republik. Bei dieser Gelegenheit aber muß auch erwähnt werden, daß die Tradition des Zarismus bei weitem nicht so fest durchgehalten hat wie die des Burgtheaters, die im Gegensatz zu jener bekanntlich auch dann noch vorhanden ist, wenn es sie nicht mehr gibt. Denn wenn noch eine Toilettefrau von Zarskoje Selo von verschwundner Pracht zeugte, kein Historiker würde sich erfreuen, von der Tradition des ersten europäischen Imperiums zu reden. Dagegen wird ganz ungeniert von der Tradition der ersten deutschen Bühne gesprochen, einer Anstalt, die glücklich ist, durch Vermittlung eines theaterfremden Berliners etwas von der Parvenuschaft des Herrn Reinhardt abkriegen zu dürfen. Es ist rein, als ob ein alter Aristokrat, den die Umstände dazu gebracht haben, sich von der Hautefinance Du sagen lassen zu müssen, auf die Ehre pochte, die er ihr verkauft hat, während sie großmütig genug ist, ihm nicht den Ahnenstolz vorzuwerfen, den sie ihn gelehrt hat. Die Mittelmäßigkeit des Burgtheaters ist, was Gediegenheit betrifft, gewiß der der andern deutschen Bühnen vorzuziehen. Aber es borgt den Stil von unten und spricht von Tradition.

Der Betrieb eines großen Theaters kann natürlicherweise aber nicht nur nach rein bürokratischen Grundsätzen geregelt werden, *und die erste deutsche Bühne* ist ein *viel* zu empfindliches, von nervösen Stimmungen abhängiges Instrument, als daß —

Wie selbstverständlich sich diese Titulatur noch immer einfügt! Aber nicht darum wirkt der Tonfall der Würde grotesk, weil das Burgtheater heute die zwölfte deutsche Bühne ist, sondern weil sie wirklich die erste deutsche Bühne ist, indem die andern die dreizehnte, vierzehnte usw. deutsche Bühne

sind. Ganz so, wie wenn in einer Versammlung von Bettlern immer der eine, der ehemals Geld hatte, als »der Reiche« und in einer Krone von hässlichen Vetteln eine, die einmal begehrt war, als »die Schöne« apostrophiert würde. Daß die Wiener zwar verkommen, aber nicht vergessen können, das gibt zum Elend noch einen rechten Wirrwarr. Ihr Talent, bis in die Vergangenheit durchzuhalten, ist bedeutend. Sie überschätzen ihre eigenen Angelegenheiten, indem sie sie nicht nur mit den fremden verwechseln, sondern sogar mit den eigenen. Daß sie eine Direktionskrise nicht von einer russischen Revolution unterscheiden können, ist verdrießlich genug. Aber sie verwechseln sogar das Burgtheater mit dem Burgtheater!

* * *

DER BURGTHEATERKANDIDAT

» ... Obwohl ich nun *ruhig* sagen darf, daß ich wirklich *als ernst zu nehmender Kandidat* genommen werde, so muß ich bemerken, daß außer mir noch mit einer anderen Persönlichkeit verhandelt wird ...

Was nun mich selbst anlangt, so erfülle ich *vor allem* den in letzter Zeit *in der Presse geäußerten Wunsch*, daß ein *Österreicher* Burgtheaterdirektor werden soll. Ich bin gebürtiger Wiener, Österreicher nach Herkunft, *Wesen* und Erziehung. Ich habe *aber auch den Vorzug*, über *all den Kliken* und Parteien zu stehen, was schon meine schriftstellerische Betätigung *in Tagesblättern und Zeitschriften verschiedener Parteifärbung ausdrückt*.«

Da dachte ich mir: Daß der Herr v. Millenkovich ein Österreicher ist, würde er dadurch allein bewiesen haben. Daß er über den Kliken steht, beweise er durch den Mut, der Zeitung, die ihm den Ausspruch in den Mund gelegt hat, eine Berichtigung zu schicken. Tut er es nicht, so steht seiner Ernennung zum Burgtheaterdirektor keine hindernde Eigenschaft im Wege. Und so hätte er denn nebst der Zuständigkeit jedenfalls bewiesen, daß er als ernst zu nehmender Kandidat zu nehmen ist. Besondere Kennzeichen: Keine.

* * *

EINE TEILWEISE OBSZÖNE ANSPRACHE DES NEUEN BURGTHEATERDIREKTORS

Direktor Hofrat v. Millenkovich führte aus, *er fühle sich als Bräutigam* und freue sich, *nun so vielen anzugehören*, die er bisher *so viel angeschwärmt* habe. *Jetzt trete er in die Flitterwochen* und hoffe, daß sie alle Vertrauen zu ihm haben werden. In der *Zusammenarbeit* aller liege das *Gedeihen* des Instituts. Als Freund und Mitarbeiter wolle er *sie alle haben* ...

Namens der Künstler sprach der älteste Regisseur Devrient, der in kurzen Worten *der Tradition entsprechende* vertrauensvolle Mitarbeit versprach.

Dies begab sich in Anwesenheit aller, Herren und Damen, zusammen etwa sechzig. Nicht einmal die Naiven, die schüchternen Liebhaber und die Kinderrollen wurden hinausgeschickt. Gleichzeitig hat der Ungestüme (der aus dem Kultusministerium kommt) erklärt, daß er vor allem, ein Österreicher sei, in puncto »Gemüt und Geblüt«, nämlich versteht sich »ein Deutschösterreicher, der das christlich—germanische Schönheitsideal im Herzen trägt«,

hat sich aber zum Glück sofort auf die Zunge gebissen und gesagt, daß es im Theater vor allem auf Theaterwirkungen ankomme. »Jeder Abend«, so versprach er, »soll zum theatralischen Erlebnis werden«. Na na, wenn ich nur nicht hineingehe und das kontrolliere! In den Flitterwochen würde ich's ja nicht so genau nehmen. Wenn ich aber dann, später, sobald der erste Sturm vorüber ist, Spuren von christlich—germanischem Schönheitsideal entdecken sollte, bin ich imstand und mach einen Heidenspektakel!

* * *

ALLERDINGS

da ich nachträglich merke, daß das christlich—germanische Schönheitsideal die jüdische Presse aufgeregt hat, finde ich es so übel nicht und es hat eigentlich, wiewohl das dem Wesen eines Ideals widerstrebt, seinen Zweck erfüllt. Nur, da ich nachträglich merke, daß es die christliche Presse — so etwas gibt es — begeistert hat, finde ich es eigentlich doch sehr übel. Ich weiß schon, wie sich die christliche Presse die Entwicklung denkt: mehr in den Spuren Madjeras und weitab von Molnar. Aber das Theater, wenn noch dergleichen möglich ist, kümmert sich den Teufel darum, wie die Gemeinderatswahlen ausfallen und ob die Phrase mehr schwarz oder gelb ist. Vom christlich—germanischen Schönheitsideal auf der Bühne haben die einen so wenig zu hoffen wie die andern zu fürchten, da zwischen dem Souffleurkasten und dem Inspizienten wesentlich andere Probleme gelten. Der Vorsatz, Raimund aufzuführen — die im Burgtheater soll'n's erst probieren und nachher soll'ns reden, wie Nestroy vom Selbstmord meint —, ist recht löblich. Wird es in einer Stadt, die noch Girardi hat, trotz Herrn Tressler gewagt, so hat das christlich—germanische Schönheitsideal noch immer nichts profitiert. Herr v. Millenkovich mag es getrost im Herzen tragen. Wie aber sollte diesem Ideal ein Theater aufhelfen, da es doch seine schönste Erfüllung bereits im Weltkrieg gefunden hat?

* * *

DIE KIRCHE HAT EINEN GUTEN MAGEN

Der hl. Hermann Bahr — nicht zu verwechseln mit dem Br ... Bahr, der »einen großen Erfolg wünscht« — hält jetzt Vorträge zugunsten des Piusvereines und soll außerdem täglich dreimal in der Kirche zu sehen sein. Viel zu wenig, wenn man bedenkt, daß er am Lido das Büßergewand öfter an einem Tag zu wechseln pflegte. Der naheliegende Vergleich mit dem Rothschild, dem die Sage jenen unerschöpflichen Reichtum an Wäsche zuschreibt, der in dem bekannten »Zieht an, zieht aus« praktisch zur Geltung kommt, bleibt ein Leitmotiv in dem Leben dieses sonderbarsten Heiligen, der auch als Betbruder Bahr einen großen Erfolg wünscht und dem der österreichische Klerikalismus pünktlich und gläubig den Gefallen tut. Der schlichte Kirchendiener jedoch, der besser spürt, daß ein Feuilleton keine Gottesgabe ist, und dem ein Mensch, dessen Existenz als solche eine einzige Gotteslästerung vorstellt, sofort auffallen mußte, soll auf die Frage, wie oft der Herr denn komme, geantwortet haben: »In der Fruh is er do, z'Mittag is er do und am Abend is er a do«. »Also ist er immer da?« »Na!« »Also: zieht ein, zieht aus?« »Ja.« »Warum tut er das?« »No damit die frommen Leut draußen sehn soll'n, wie er in die Kirche geht. Sonst sieht's ja keiner.« Somit dürfte der Burgtheaterposten in einem Augenblick besetzt worden sein, wo Herr Bahr gerade in der Kirche

war. Als er herauskam, war alles vorbei, und nun muß er, damit man ihm nicht Streberei vorwirft, bei dem Lebenswandel bleiben. »Pech!« sagten die einstigen Brüder des Mannes, als sie es hörten. Der Fromme aber trägt sein christlich—germanisches Schönheitsideal, das mindestens so garantiert echt ist wie das des Herrn v. Millenkovich, als Kreuz durchs Leben.

* * *

WER GIBT DAS HINEIN IN DER ZEITUNG?

(Audienzen in Baden.) Aus Baden wird uns berichtet: Anlässlich der letzten Anwesenheit des Kaisers in Baden wurden auch die Honoratioren der Kurstadt vom Monarchen in Audienz empfangen, darunter die Vertreter der verschiedenen Konfessionen, die vom Bezirkshauptmann dem Kaiser vorgestellt wurden.

Doch das ist nicht des Berichtes wert. Sondern:

Als nach einer Ansprache des Bürgermeisters die einzelnen Herren vom Monarchen mit einer Ansprache ausgezeichnet wurden, wendete sich der Kaiser *auch* an den *Oberrabbiner Reich*, dem er *die Hand reichte* und den er fragte, wie lange er schon in Baden sei. Oberrabbiner Reich antwortete: »Euer Majestät *zu Befehl*, seit dem Jahre 1880. *Jedoch* während der 37 Jahre meiner Amtstätigkeit ist der heutige Tag der glücklichste, der mir durch die Gnade Gottes beschieden ist.« Der Kaiser fragte weiter, wie *Groß* die Gemeinde sei, worauf Oberrabbiner Reich erwiderte. »Euer Majestät, *meine* Gemeinde Baden zählt etwas mehr als tausend *Seelen*; die *Bedeutung* der jüdischen Gemeinde hängt *jedoch* mit der des Weltkurortes zusammen, *so daß* alljährlich *Tausende* meiner Glaubensgenossen an den jüdischen Gemeindeinstitutionen teilnehmen. Auch gehört das Rabbinat der jüdischen Gemeinde Neunkirchen hierher, in welcher *auch Reichenau*, *das Tuskulum Euer Majestät*, sich befindet, worauf *wir* besonders *stolz sind*.« Der Kaiser verabschiedete sich hierauf von dem Oberrabbiner, indem er ihm *die Hand reichte*.

Wer gibt das hinein in der Zeitung? Die Vertreter der andern Konfessionen dürften kaum so selbstlos gewesen sein. Überhaupt ist das mehr geschrieben als gesprochen. Kein Mensch und wäre er selbst Rabbiner, sagt: »Jedoch«. Wie dem immer nun sein mag, so ist zu hoffen, daß die Hofbehörden solchen in Jahrzehnten eingewurzelten Bräuchen ein Ende machen werden.

* * *

EIN GESELLSCHAFTSBILD

oder

DAS HABEN DIE DELPHINE SO GERNE

» ... Kaiser Karl hat in seinen Jünglingsjahren mit Vorliebe seinen Urlaub in dem herrlichen Erdenwinkel von Miramar zugebracht. Von dort aus hat er *alljährlich als Oberleutnant* der Lothringer—Dragoner seine Jagden im Karstgebiet arrangiert. Prosecco, Aquis

leja, Duino haben ihn oft gesehen. Er spricht vorzüglich italienisch. Er besitzt große Liebe zum Meer. Der Kaiser ist auch ein *eminenter Schwimmer*; er ist oft mit größter Kühnheit ins Meer hinaus geschwommen und hat in bewegtester See gebadet, *man könnte förmlich sagen, in der Gesellschaft von Delphinen*, die sich dort *gern* in großer Menge einfinden. Während seines Aufenthaltes in Miramar ist dort die Jacht »Pelagosa« und ein Kriegsschiff vor Anker gelegen. Er machte mit seiner Mutter öfter Ausflüge in die Küstenorte. Erzherzog Max, der jüngere *Bruder* unseres Kaisers, der *oft in seiner Gesellschaft* war, besaß eine Jolle, die er selbst zu steuern pflegte; es war ein fröhliches, schönes Leben in der goldenen Friedenszeit.«

Und ein Gesellschaftsleben. Besonders die Delphine, die sich gern einfinden, werden so bald nicht vergessen sein. Aber vom neuen Kaiser ist wohl zu erwarten, daß er die sich noch lieber einfindenden Tintenfische verjagen wird.

* * *

EIN STADTBILD, EIN SCHLACHTBILD

»Zum zweiten Male in diesem Jahre hat Frau Selma Halban—Kurz eine *Mobilisierung* ihres Publikums im Konzertsaal vorgenommen ... *Die weiche Stimme, die Fiorituren und Kopftöne der Kurz und gar ihr endloser Triller*, alle die Kostbarkeiten eines verfeinerten Koloraturgesanges, *sie gehören heute zum Stadtbild des modernen Wiens*. Kurz—Tage in der Wiener Hofoper sind seit langer Zeit große Wiener Gesellschaftstage, und die sind es *auch während des Krieges* geworden ... «

* * *

WAS DER TAG MIR ZUTRÄGT

Dem 'Neuen Wiener Journal', das eine gute Schere führt, entnimmt eine bessere die folgenden Ausschnitte:

Unter den am Mittwoch im ungarischen Abgeordnetenhaus eingebrachten Interpellationen erregte die Interpellation des Abgeordneten Bela Kelemen besonderes Aufsehen. Dem »Pester Lloyd« zufolge lenkte Abgeordneter Kelemen die Aufmerksamkeit auf die Mißstände an und hinter der Front ... Hinter der Front ist das Vergeuden und Verprassen von Geld und Geldeswert gang und gäbe. Der Mann an der Front entbehrt oft das Notwendigste; hinter der Front schwimmt man in Luxus. Ferner bilde die fast unglaubliche Wohlfeilheit im Hauptquartier einen krassen Gegensatz zu der sündhaften Teuerung in Budapest, der teuersten Stadt des Kontinents. Und außer der Billigkeit im Hauptquartier kommt — besonders den höheren Offizieren — die schon geradezu horrible Feldzulage zugute. Nicht nur Geld und Gut, auch Ehre und Auszeichnung; und die Offiziere in der Feuerlinie haben schon so ihre Meinung über die zu Tode dekorierten Offiziere bei den höheren Kommanden. Das Prassen mit den Feldzulagen übersteigt wirklich schon das erlaubte Maß, und ein Feldmarschallleutnant — sagen

wir einmal: der Herr v. Höfer — bezieht unter diesem Titel und unter diversen anderen etwa 20.000 Kronen über seine Gage. Der Interpellant hat den Feldmarschalleutnant v. Höfer genannt, weil dessen Name der des meistgenannten Generals unserer Armee ist. Also Herr v. Höfer hat, wie allgemein bekannt, fast das ganze Jahr 1916 in Wien verbracht und vielleicht bloß ein einziges Mal dem Hauptquartier einen Besuch abgestattet. All die Zeit über war er in Wien, man sah ihn im Kriegsministerium aus— und eingehen und mit großem Interesse den — »Höfer« lesen, den »Höfer«, der seine Namensunterschrift trägt. Was soll man da denken? ... Warum trägt unser Bericht immer nur die Unterschrift des FML. v. Höfer? Ist er im Felde? Nein. Und da sollte er dennoch die horrible Feldzulage beziehen? Das ist fast unglaublich. Um so unglaublicher, als dem gegenübersteht, daß die Waisen eines gefallenen Helden monatlich vier Kronen Pflegegeld erhalten.

*

Geflügelte Aussprüche hervorragender Männer

Einer der geachtetsten Breslauer Bürger, der zurzeit beim Magistrat beschäftigte frühere Apotheker Wilhelm Friedländer, der von seiner vaterländischen Gesinnung schon wiederholt rühmendes Zeugnis abgelegt hat, ist *in Gemeinschaft mit seinem Sohne*, dem Sekundararzt Dr. Walter Friedländer vom Allerheiligenhospital, *seit längerer Zeit eifrig bemüht, die namhaftesten und hervorragendsten Dichter, Denker und Führer mit wahrhaft goldenen Worten* und geflügelten Aussprüchen zu einem *geistigen Heere* zu vereinigen, um mit deren Hilfe ein Werk zu schaffen, das in seiner Art bisher einzig dasteht. Seinem rastlosen und beharrlichen Fleiß und *seinem Spürsinn ist denn auch die große Tat gelungen*.

So schreibt Feldmarschalleutnant v. Hoefler in grimmig gemütlichem Humor:

Wien (Neujahr 1917)

»Nun raufen wir eben weiter!«

* * *

DER HEROLD

Wien, 20. April 1917

[Auszeichnung der Schriftstellerin Alice Schalek.] Der Kaiser hat der Schriftstellerin Alice Schalek in Anerkennung vorzüglicher und aufopferungsvoller Leistungen als Kriegsberichterstatterin das goldene Verdienstkreuz mit der Krone am Bande der Tapferkeitsmedaille verliehen. Fräulein Alice Schalek gehört als einzige österreichische Schriftstellerin seit 1915 als Berichterstatterin der »Neuen Freien Presse« dem Kriegspressequartier an und hat Monate in den vordersten Linien der Tiroler Isonzo— und der montenegrinischen Front zugebracht. Die Früchte dieser mit vielfacher Gefahr des eigenen Lebens verbundenen Arbeit sind zwei Kriegsbücher: »Tirol in Waffen« und »Am Isonzo«, beide mit eigenen Aufnahmen illustriert, und der Vortrag »Drei Monate an der Isonzofront« mit 220 eigenen Bildern. Für die Überlassung vieler Hunderte ihrer Aufnahmen aus dem Feuerbereich an das Kriegsarchiv hat Alice Schalek bereits eine belobende Anerkennung er-

halten. Fräulein Schalek hat den erwähnten Vortrag einundzwanzigmal in Deutschland und einundzwanzigmal in Österreich vor zirka 26.000 Zuhörern gehalten und hat dazu beigetragen, den Ruhm unserer Isonzoarmee zu verbreiten.

* * *

FRACHTANGELEGENHEITEN

In Frachtangelegenheiten
auch bezüglich Frachtermäßigung für bereits
überführte

Krieger-Leichen

wende man sich an das seit 1895 bestehende
behördlich bewilligte

Tariffbureau Gumnitz
Fernruf Nr. 2086. Kgl. Weinberge.

* * *

WEG!

... Mit Innigkeit und Schwung sprach Karl v. Zeska den dichterischen Gelegenheitsprolog von Frau Sektionschef Sofie Jarzebecka ...

Und das noch nach dem Prozeß! Die Gelegenheitsprologe dieser Dichterin sind jetzt durch drei Jahre, den Liebesgabensendungen beige packt, in die Schützengräben eingedrungen, ohne von den Unseren wieder hinausgeworfen zu werden, was sogar zu vielfachen Verwechslungen mit der Irma v. Höfer geführt hat. Nun wär's aber genug. Der Gemahl mag eine notgedrungene Vereinigung von militärischen und industriellen Tugenden vorstellen. Die Lyrik der Gattin wünschen wir nicht mehr in der Mixtur. Hinaus!

* * *

DIE DEFINITION

[Die Gemahlin des Kriegsministers.] Ein Freund unseres Blattes schreibt uns aus Brunn: Frau v. Stöger—Steiner, die Gemahlin des neuernannten Kriegsministers, ist eine Individualität. Man hat diesen Eindruck beim ersten Zusammentreffen und er wird befestigt nach längerem Verkehr. — — So hat sie, um nur eines zu erwähnen, mit anderen Damen eine diätetische Küche ins Leben gerufen, wo Damen beschäftigt sind und wo für jeden Kranken individuell gekocht wird ...

* * *

UND SCHON

Das Abendblatt des ersten Tages deutsch—amerikanischer Kriegführung:
Ungünstiger Saatenstand in Amerika.

Das wird eine gute Ernte von erfreulichen Hiobsposten werden, heute und die folgenden Tage durch die nächsten zwei Jahre. Ich g'freu mich schon auf die nagende Sorge der Union und auf alles das, was in New—York nicht ohne Eindruck bleiben kann, und speziell auf das Rieseln im Gemäuer von Washington. Passen Sie auf auf den Rückschlag auf die Stimmungen auf Wilson.

* * *

KURS FÜR ANFÄNGER

oder:

AUS DEN TAGEN DER PAPIERNOT

Ich weiß nicht, ob meine Leser und meine Hörer schon so weit vorgeschritten sind, daß sie in meiner Betonung lesen können. Ich trage mich mit dem Plan, einen Kurs für das richtige Nachsprechen der Abendblattmeldungen auf der ersten Seite zu errichten. Das muß man treffen, sonst ist es der halbe Genuß. Oft genügt ein Kopfwackeln und man hat es erfaßt, ich möchte vorschlagen, daß die Leser zunächst, ehe mir das Unterrichtsministerium den Mauschelkurs konzessioniert hat — das dauert lange —, zuhause Übungen machen und etwa den folgenden bewegten Kommentar sich laut vorsprechen. Ich unterstütze den Tonfall durch Unterstreichung, welche die Gesten anweist:

DEUTSCHLAND UND AMERIKA

Die Torpedierung eines amerikanischen Schiffes

Heute ist wieder die Meldung gekommen, daß ein amerikanisches Schiff torpediert worden sei. *Hierbei sollen* mehrere Personen ihren Untergang gefunden haben.

(Kopfwackeln, halb unwillig, halb schadenfroh, wie: »Gegenstand!« oder »Nicht der Rede wert«.)

Bisher ist keine Nachricht darüber vorhanden, wie diese Meldung in Washington aufgenommen wurde.

(Abwehrbewegung eines, der größere Sorgen hat.)

Es bestätigt sich, daß der Kongreß am 2. April zusammentreten wird. Er muß sich jedoch *zuerst* konstituieren, und es ist *kaum* anzunehmen, daß er vor Mittwoch der übernächsten Woche mit seinen wirklichen Arbeiten beginnen werde.

(Tonfall: »Kleinigkeit, was es da alles gibt.« Immerhin, bisher ist alles noch ganz sachlich und ein größerer Aufwand von Gesten nicht am Platze. Aber jetzt:)

Wir leben in einer sehr ereignisreichen Zeit, die Entwicklungen überstürzen sich manchmal und niemand kann wissen, was schon die nächsten Wochen bringen.

(Hier ist alles betont, es ist der Kernsatz der telegraphischen Meldung.)

Es ist jedenfalls von Bedeutung, daß noch immer etwa vierzehn Tage bis zu der Session des Kongresses verstreichen. Eine unmittelbare Verschärfung in dem Verhältnisse zwischen Deutschland und Amerika dürfte somit bis dahin, *wenn* keine plötzliche Wendung eintritt, unterbleiben.

(Summa summarum: Bittsie, die wern's auch billiger geben. Tonfall des Mannes, der, wenn ihm das Wasser auch bis daher geht, den Gleichmut bewahrt, den die Abonnenten von ihm erwarten, die zu ihm emporschaun wie zu einem Orakel, was heißt wie zu einem Orakel, wie zu einer Sphinx.)

Ich erwarte, daß die Leser das laut durchnehmen. Es wird ihr Schade nicht sein. Und wenn sie's auswendig können, sollen — meine Einbildungskraft schwelgt in der Vorstellung — auf der Straße die Leute einander ansprechen: »Haben Sie schon das Neueste gehört?« »Was denn?« »Im Abendblatt steht, wir leben in einer sehr ereignisreichen Zeit, die Entwicklungen überstürzen sich manchmal und niemand kann wissen, was schon die nächsten Wochen bringen.« »Was werden sie schon bringen?« »Was sie bringen werden? Die Papiernot!«

* * *

VERBLENDETE

Größer als der Verdruß beim täglichen Empfang der Drucksorten ist das Erstaunen über die Beharrlichkeit der Sender, die besser als ich wissen, was mir Freude machen wird. Die Erklärung, daß die Liste der Adressen für solche Zumutungen ein mechanischer Auszug aus dem Wohnungsanzeiger, dem Telephonbuch oder dem Literaturkalender sei, würde, selbst wenn sie richtig wäre, den Verdruß durch die Vorstellung einer Propaganda, die mehr vergeudet als gewinnt, vermehren. Sie ist aber dort unrichtig, wo die Adresse fast immer von der Form, in der sie irgend eine Liste führen könnte, merklich abweicht und die individuelle Absicht klar wird. Daß der k. k. österr. Militär—Witwen— und Waisenfonds mir andauernd die Herzlosigkeit zutraut, ich würde ihn durch Überlassung »einer literarischen Arbeit, welcher Art immer« für seinen Kalender in Versuchung bringen und ein »Honorar« von ihm annehmen, ist interessant. Daß jedoch die verblendete steiermärkische Statthalterei wähnt, die schlichten, aber von tiefem Gemüt durchglühten Lieder des Dichters Gimpl — Motiv: Ha, welsche Brut! — würden mir konvenieren, ist einfach rätselhaft für den, der meine Kälte und Verschrobenheit kennt. Ich soll sogar Persönlichkeiten angeben, die an dem Büchlein Gefallen finden dürften. Wie sich die steiermärkische Statthalterei die Lyrik vorstellt, ist nun immerhin bemerkenswert. Zum Beispiel:

Herr Leutnant, gibt's wieder solch ein Gejaid,
Gern geben die Steirer Ihnen Geleit.

Der Ausgang des Gejaid's hat sich übrigens ganz von selbst verstanden, der Jagdruhm ward mühelos erworben, denn:

Der Feind ist stark und steht ganz nah',
Doch hört er einmal unser Hurra,
Erstarrt in den Adern sein falsches Blut,
Ihr wißt es ja selber nur allzugut.

Nur daß die steiermärkische Statthalterei gerade mich noch überzeugen zu müssen glaubt, ist ein gemeinsames Pech. Was aber verspricht sich vollends »Der Orkan«, ein nummeriertes Extrablatt zur Pflege neudeutscher Kunst und Kultur, davon, daß er mir, ausgerechnet mir mitteilt, er wolle »sein

brausendes Wegweisewerk« nunmehr rücksichtslos beginnen, »fegen, brausen, entblättern, knicken, stürzen« und »dem Europäertum durch wahrhaftes Deutschsein den orkanischen Dienst weihen«, selbst mitten im Krieg, denn »was schert Starrbeharrliche dieser noch anpeitschende Umstand?!« Bange machen gilt nicht, »der nichts und niemand scheuende Deutsche in deutschem Sinn und Empfinden will, wird, mit der Erste der Europäer sein und bleiben« Der »Orkan« habe eben deshalb die Absicht, »neudeutsch zu sein aus heimatstrunkener Menschlichkeit, aus demselben Rausch der Geborgenheit, der noch das flatterhafteste Tier jäh beseelt«. Die Numerierung werde eingeführt, »weil wir so jedem künftigen Jahresabonnenten den 'Orkan' persönlich besonders nahzurücken glauben«. Dabei werde er sich bemühen, »zu ausge dehnte lange Kunst« zu meiden, während »ein stehender Stamm rangfester Persönlichkeiten ihn fortdauernd in seiner Unbeirrtheit unterstützen« werde. In der »Jahresfolge 1917« werden »Erzeugnisse von springendem Zeugungs tempo« gebracht werden, immer nur Bedeutendes »von unentwegtem Ichgefühl« sowie reife Menschlichkeit, »kerndeutsch in ihren Fugen und somit europäisch von Belang«. Jeder Abonnent erhält seine Nummer. »Namenseindruck in jedes Heft Mk 2.— extra für die Folge.« Der Mensch, der das den Deutschen besorgen will, heißt dementsprechend Rolf Conrad Cunz und ist in Hanau a. Main zu besichtigen. Der Verlag ist »Deutsche Handels—Gesellschaft Schleppegrell & Co., »Drahtanschrift: Deutschhandel«. Es ist alles da. Aber möchte mir ein Mensch sagen, warum es so armen Leuten wie mir gezeigt wird?

* * *

BEVORRÄTIGET EUCH!

... Damit bei *Inkrafttreten* der Verordnung über das Verbot der Verwendung von Zucker in den genannten Betrieben keine Störungen eintreten, ergeht an die Besitzer der Kaffeehäuser und übrigen genannten Gewerbebetriebe die dringende Aufforderung, bei den von uns veröffentlichten Großverschleißstellen sich rechtzeitig für die nächste Zeit mit Saccharin zu *bevorrätigen*.

Und als sie hingingen und sich bevorrätigen wollten, war es nicht zu haben. Welch ein Inkrafttreten! Das einzige, was wir der neuen Saccharin—Verordnung verdanken, ist das süße Wort. Ehedem, als noch mit Saccharin ge gaunert wurde, war es zu haben und man konnte sich verproviantieren. Jetzt rächt sich die Sprache mittels des Dings an der ihr zuwidern Sprachform. Sich bevorrätigen — das geht eben nicht! Ausverkauft!

* * *

WER RASTET, ROSTET

»Nach längerer Pause«, so berichtet die Polizeikorrespondenz, »hat gestern wieder ein Zusammenstoß auf der Straßenbahn stattgefunden.« Die Veranstaltung erfreute sich lebhaften Zuspruchs von seiten des Publikums. Die Initiative wird dankbar anerkannt. Der Kulissentratsch verbreitet das folgende Gespräch:

Der Zufall zum Pallawatsch: »No was is denn?« »Wos soll denn sein?« »Schlofst?« »Na!« »No wann moch' mr wieder wos?« »Wannst willst.« »Na alstern, schieb an!« »Schieb i denn net eh an?« » — Guat is.«

* * *

DIE FATALEN ABKÜRZUNGEN

— — den auf MobDauer aktivierten — —
Nein, das sollte so nicht gesetzt werden dürfen.

* * *

WIEN 1917

... Als Ursache des Selbstmordversuches wurde erhoben, daß das Mädchen wie ihre übrigen fünf Geschwister von ihrem Vater, dem in der Felberstraße 82 wohnhaften Fleischhauergehilfen Josef Pichl, auf grausame Weise mißhandelt wurde und daß alle sechs Kinder hungern mußten und kaum etwas anzuziehen hatten, obwohl der Vater viel verdiente und auch die zwei ältesten Kinder ihren Verdienst den Eltern nach Hause brachten. Laut einer dem Polizeikommissariat Schmelz erstatteten Anzeige hatte Josef Pichl, der alle sechs Kinder durch *Schläge mit einem Ochsenziemer* und durch *Fußtritte* auf barbarische Weise mißhandelte, für eines der unglücklichen Kinder, die 13jährige Anna, eine förmliche *Folter* erfunden, indem er *dem Mädchen einen Riemen um den Hals schlang, sie an demselben in die Höhe zog und sie baumeln ließ* ... Die Kinder hatten immer Flecken im Gesicht, die von Schlägen herrührten. Auch das Kind, das er mit dem Riemen um den Hals aufzog und baumeln ließ, hatte er *in dieser Situation noch geprügel* und es am Schlusse noch *mit den Füßen getreten*. Es kam auch zu Tage, daß die beiden ältesten Mädchen den Entschluß gefaßt hatten, sich zu vergiften, um ihrer Qual ein Ende zu machen.

... Die unglückliche Anna habe oft *am Riemen baumeln* müssen, an dem sie der Vater emporgezogen habe, indem er gleichzeitig ihren Rücken mit einem *Ochsenziemer* bearbeitete ...

Bezirksrichter Dr. Mihatsch verurteilte den Angeklagten zu *vierzehn Tagen* verschärften Arrests. Die mitangeklagte Gattin wurde *freigesprochen*.

Ist dies nicht von allen Schlachtberichten der ärgste? Jener hatte das »häusliche Züchtigungsrecht« zwar angewandt, jedoch »überschritten«. Die Menschheit, die es liest geht am Abend ins Theater. Hätte das Elternpaar seinerzeit sechsfach am keimenden Leben sich vergriffen, es säße heute noch im Zuchthaus. In dieser Wildnis leben wir und nennen sie Gesetzlichkeit. Die berufen sind, dies Unmaß abzuschwächen, opfern sich für die böhmische Kreiseinteilung. Es gab aber auch, ehe das Urteil niederfiel, eine Aussprache zwischen dem Ankläger und diesem sechsfachen Vater Mattern:

Da der Angeklagte in der Anklage als Trinker bezeichnet wird, stellte der staatsanwaltschaftliche Funktionär an ihn die Frage, *wie viel* er trinke. — Angekl.: Es sind höchstens sechs Krügeln im Tag. — Staatsanwaltschaftlicher Funktionär: *So viel Bier bekommt man jetzt gar nicht*. — Angekl.: Wenn ich nur zwei Krügeln Bier krieg', kauf' ich mir noch vier Viertel Wein dazu. — Staatsanwaltschaftlicher Funktionär: *Bei den jetzigen Weinpreisen macht das*

eine hübsche Summe aus. Damit hätten Sie den Hunger ihrer Kinder stillen können.

Daß der Riemen bei den heutigen Lederpreisen übel angewandt war, ist in diesem Gespräch gar nicht berührt worden. Es macht die Bluttat zur Gemütlichkeit und wahrlich, das ist sie auch im Vergleich zu dem!

* * *

EINE MAHNUNG

Als erster Redner sprach Herr Friedrich Kornblüh zum Thema des *Fremdenverkehrs*. Seine Ausführungen *gipfelten in der Mahnung*, daß Wien, *wenn auch* jetzt Sparsamkeit in der *Beleuchtung am Platze* sei, sich doch nach dem Kriege in eine moderne Stadt mit *regem Nachtleben* verwandeln müßte, *soll sie ein verlockendes Ziel für die Fremden* bilden.

Also wo Kornblüh recht hat, hat er recht. Er mahnt zu einem regen Nachtleben, wiewohl er mahnt, daß jetzt Sparsamkeit in der Beleuchtung am Platze, vor allem am Stephansplatze sei, wo doch das bekannte Wahrzeichen, der Riedl, immer ein verlockendes Ziel für die Fremden gebildet hat, die nur momentan durch den Weltuntergang verhindert sind zu verkehren. Der Kornblüh, der dadurch, daß er nicht untergegangen ist, seine Zuständigkeit nach Wien erhärten konnte, hat eine Menschheit, die im Verscheiden war, anno 1917 gemahnt. Wenn wir uns das rege Nachtleben, das auf den Leichenfeldern herrscht, nicht nach dem Krieg zum Muster nehmen, haben wir's uns selbst zuzuschreiben. *Discite moniti!*

* * *

DAS LETZTE RÄTSEL

(»Die Rose von Stambul«) wurde gestern im Theater a. d. Wien zum hundertsten Male aufgeführt. Die Stimmung war ausgezeichnet, es gab Blumen und Hervorrufe für den Komponisten, für die Autoren und für die Darsteller. Ein neues Duett: »*Geh, sag doch Schnucki zu mir*«, ist sowohl im Text als auch in der Komposition so populär erdacht, *daß man es nicht begreift*, warum gerade diese reizende Tanzkomposition durch die Weglassung jedweden Tanzes ihre Wirkung nicht noch mehr erhöhen durfte.

Ja, daß an dem Abend fünfzig blind wurden und hundert lahm — das begreift man noch. Aber wenn einer schon will, daß sie Schnucki zu ihm sagt, er verlangt es ausdrücklich, sie ist nicht abgeneigt, alles wartet, no jetzt wern sie doch anfangen zu tanzen, und sie tanzen *nicht* — no da muß man denn doch sagen: Und dazu hat man drei Jahr Weltkrieg geführt ? ... Pscht, ich will nicht prophezeien, aber ich glaube, der Wiener — hat vom jüngsten Tag nichts zu fürchten. »Na und was habt *ihr* denn damals gemacht?« wird die Frage lauten. »Mir?« »Ja, ihr!« »Mir ham an Schampas trunken — a Bier dazu, an Wein!« »Und sonst nichts?« Der Wiener beginnt zu lallen und bringt nur das Wort »Der Marischka!« hervor. Die Anwesenden packt ein Grauen. Sie fliehen. Der Wiener lallt: »Geh, sag doch Schnucki zu mir«. Er holt den damals unterlassenen Tanz nach. Er wird infolgedessen mit nassen Fetzen zurück auf die Erde gejagt. Die Hölle würde sich den Gestank ausbitten.

LANDESVERRAT

In jenem Witzblatt der Qual, unter einer jener Verzeichnungen von uniformierten Feschaks und schreckenstarrten Pferden steht wörtlich der folgende Dialog—.

»Also in Wien warst? Was machen denn dort die Weiber?«

»Die Weiber? Hm — alle in festen Händen. Jeder Lebensmittelhändler hat einen ganzen Harem.«

Die beiden Feschaks lachen. Das Pferd ist vor Schreck erstarrt. Was ist das tiefere Grauen an dieser Scherzhaftigkeit? Daß sie es nicht ahnt. Daß in Wien Lebensmittelnot herrscht, war lange Zeit ein Geheimnis, welches nur in der Form publik wurde, daß sie in London, Paris und Petersburg herrscht. Daß die Wienerin selbst bei totalem Mangel an Lebensmitteln noch eine Ehre im Leib hätte, würde dieselbe vorschriftsmäßige Weltanschauung, die unsere Meinungen vom Krieg rationiert, keineswegs ableugnen lassen. Wozu hätte man denn auch sonst von allen Kriegsgreueln gerade das Motiv der Schändung so wirksam behandelt und die Redensart von dem Krieg, der nicht zuletzt »zum Schutz der Ehre unserer Frauen« geführt werde, mit Erfolg an den Mann bringen können. Selbst wenn es auf dem heimischen Herd gar nichts mehr zu kochen gäbe, würde es sich doch als eine heilige Pflicht empfehlen, ihn zu behüten. Nun möchte ich aber den strengsten unter jenen Sittenrichtern, die das Leben des Nebenmenschen nach ihren eigenen Fibelerinnerungen regeln, fragen, ob er die Ehre einer Hausfrau schwerer verletzt glaubt, wenn sie das Opfer eines Kosaken wird, oder wenn sie sich um fünf Kilo Mehl freiwillig einem Wiener Bäckermeister unterwirft. Die Vorstellung, daß das heiligste Gut, welches für das patriotische Gefühl gleich nach dem Vaterland kommt, ein Tauschobjekt für Viktualien abgeben könnte, macht gerade in ihrer Scherzhaftigkeit das ganze Grauen plastisch, zu dem uns diese Pestkultur verurteilt hat. Welchen vorteilhaften Schluß auf die »Verderbtheit« in England würde ein Leitartikel machen, wenn der Dialog als Zitat aus dem 'Punch' herübergekommen oder erlogen worden wäre! »Es ist ja nur ein Gspaß«, so lautet hierzulande die Entschuldigung, welche die Schande erst beweisfertig macht. Die grinsende Idee, daß die Frau, deren geschlechtliches Ansehen aus dem Massaker heil hervorgeht, im unbedrohten Hinterland die Beute des Lebensmittelhändlers wird — ein einziger würde sie im ethischen Sinn mehr schänden als eine Sotnie Kosaken — ; die Munterkeit, die sämtliche Landsmänninnen in die Liste der geächteten Prostituierten einträgt und in die »festen Hände« von Wucherern spielt, welche mit den andern Lebensmitteln jetzt auch die Frauen zurückhalten, die der Fresser braucht — gibt es etwas, das unsere Moral in Krieg und Frieden besser charakterisieren könnte? Welch ein Landesverrat! Stände es als ernsthafte Meldung in einem ausländischen Blatt, so wär's eine Lüge, über die sich die Unschuld entrüstet. So aber ist es ein Witz und darum eine Wahrheit. Denn nicht daß die Wienerinnen so sind, will der Schubjak behaupten. Aber daß er nicht weiß, was er ihnen zutraut, bezeichnet das Niveau, auf dem wir hierzulande atmen müssen. Es ist die seelische Beschaffenheit, die das »Gustostückl« in die Amtssprache eingeführt hat und die Beziehung von Mann zu Frau im Begriff eines »Gustomenscherl« ausschöpft. Es ist die Gemütsverfassung, die Wort und Wesen des »Feschak« kreiert hat. (Bleich werde ich, wenn ich dieses österreichische Wort höre, das die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder einigt. »Tachinieren« ist das zweitschrecklichste; das die Nationen wieder in alle Windrichtungen

treibt. Jenes war schon im Frieden da, dieses bleibt die wahre Wortnarbe dieses Kriegs.) Es ist der geistige Standort der »Sirk—Ecke«, die sicherlich unter allen Punkten der bewohnten Erde, inklusive der Berliner Passage, der »eingesehenste« ist für den Fall, das einmal doch das Bombardement vom Mars her eröffnet würde. Weg aus dieser Gegend! Ewiger Wind wirft dies starrende Leben nicht um. Staub begräbt es nicht. Wehe der unsterblichen Seele, die an diesem Spalier gedunsener Leichname vorbei muß. Wehe dem Gedanken, wehe der Würde, wehe der Schönheit, wehe der Liebe, welche von diesen Blicken gestreift werden, die ein Recht auf das Blut der Welt behaupten, damit Fraß und Koitus gesichert seien. Die Tragik des Wortes »fesch«, das Opfer an Leben, das diese Lebendigkeit einschließt, hat hier noch keiner begriffen! Aber in dieser Stadt sind Ansichtskarten verkauft worden, die einen auf einer Gabel aufgespießten Knödel darstellten, unter den Verse der Sehnsucht geschrieben waren. Daß die Wienerin für so etwas zu haben ist, nachdem sie für die Wiener immer schon eine Spezialität auch im Mehlspeisgenuß bedeutet hat, daß der Gspäß ihr selbst nun die Laberln für die Gspäßlaberln — pfui hamuriges Fresserpack — offeriert, stellt bei wachsender Not die nächste Stufe unserer spaßhaften Ergebung dar. Was vor der Welt zu verstecken wäre, ist eben das, was wir wie einen Knödel brauchen: unser Hamur! Aus unserer Operette und aus unseren Witzblättern erfahren die Feinde mehr über uns als aus den Berichten unserer Spione, und Bombe und Muskete in Feindeshand werden uns am Ende weniger geschadet haben als 'Bombe' und 'Muskete' in Feindeshand.

Unser weltgeschichtliches Erlebnis

Da nun die Hamletfrage nach Sein oder Nichtsein zur letzten Frage aller Staatsweisheit wurde, könnte man sich darein finden, daß der Übermut der Ämter und die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist, zu jenen täglichen Erfahrungen zählen, aus denen vor dem Einschlafen die tröstliche Erkenntnis gewonnen wird: Krieg ist Krieg. Was wollt ihr von der Menschennatur, die Macht und Maschine geschmeckt hat, anderes erwarten und verlangen? Wenn Krieg Krieg ist, hilft einem Weisen, der noch von früher her zur Melancholie neigt, dennoch die bessere Einsicht: daß die armen Tyrannen, die gemäß dem unerforschlichen Ratschluß ihrer Gottähnlichkeit uns das bißchen Dasein, wenn nicht verkürzt, so doch versperrt haben, am Ende die letzten Sklaven ihrer Laune gewesen sein werden. Was wollt ihr von einem Menschenschlag, der sein durchaus subalternes Machtideal durch Hoffnung auf anderweitige Revolutionen prolongieren möchte? Sie sehen gar nicht, wie kunterbunt ihre Ordnung ist. Im Angesicht sterbender Männer wird ein Wesen, das mit dem Lorgnon zuschaut, für Tapferkeit dekoriert; Finanzgauner, deren Sprache kaum zur Verständigung über die notwendigsten Berufspraktiken reicht, tragen das Kleid vorzeitlicher Ehre; Cafétiers nehmen mit Veteranen den Appell ab; Judenbuben sind die Dichter der Nation, der sie nicht angehören; und in der Plankengasse habe ich zugehört, wie ein Straßenkehrer einen Unterstraßenkehrer wegen vorschriftswidrigen Grußes gestellt hat. Ist nicht, was uns rings umgibt, die aufgewärmte Rache von Vorgesetzten, die Untergebene waren? Von Kellnern; die dem Pikkolo heimzahlen, was sie auszustehen hatten? Von einst selbst geschundenen Abrichtern? Deren Lust an dem Maß der Wehrlosigkeit wächst und in der Tierschinderrei als im reinsten Ausgleich verhaltener Gefühle die eigentliche Erlösung findet? Dem letzten Knecht ist noch ein Untertan das Pferd. Nun denke man sich

diese Sorten eines nach unten ausstoßenden Menschentums mit erhöhter Machtbefugnis und dem Dekor, das diese bezeichnet, ausgestattet — sieht dann die Welt nicht plötzlich so aus, als ob die außenfeindliche Notwendigkeit nur eine Verabredung wäre, um das tiefere Bedürfnis des Nächstenhasses endlich auf eine inappellable Art zu befriedigen? Du lebst in einer Gegend, in der dein Portier Hausmeister ist und Wächter deines Leumunds. Wähnst du, daß diese Gegend in Zeiten, da sie sich gegen einen äußern Feind schützen zu müssen, also vitale Handelsinteressen durch Verwendung von Chlorgas klarstellen zu sollen meint, dir einen bessern Schutz deiner besseren Güter gewährleisten wird? Wird nicht im Gegenteil Menschenwürde jenes rarste, sofort vom Staat beschlagnahmte Lebensmittel sein, dessen Mangel erst ein Durchhalten durch ein so verwandeltes Leben ermöglicht? Da dich aber die Einführung von sieben wahrheitsfreien Tagen in der Woche um den Verstand bringen könnte, rette den Glauben an eine das Weltgeschehn lenkende Logik so: Angesichts der nicht mehr zu ignorierenden Tatsache, daß in einem Krieg der Maschinen die Menschen besiegt werden und alle an diesem Ausgang beteiligten Teile gleich schlechte Geschäfte machen, ohne daß sich der geringste Vorteil für jenen, der besser schießen, oder jenen, der länger warten kann, ergibt, bleibt nichts übrig als die Überzeugung: daß der Kampf um ideale Güter geht! Denn wenn es schon heute in Fachkreisen ausgemacht ist, daß das künftige Europa, wie immer es sich gestalten möge, von Japan mit Zündhölzchen versorgt werden wird, so ist es klar, daß das jetzige weit eher für Ideale als für Zündhölzchen gekämpft hat. Bei so falscher Rechnung muß die Hoffnung gut sein. Enttäuschung ist nur der Vorspann wahrer Erfüllung. Ist der Handel schlecht, nimm den Verdruß in Kauf, sonst stehst du deinem Glück im Weg. Wir haben einen ungünstigen Planeten gezogen, aber wir brauchen nur weiter zu lesen und alles geht noch gut aus. Um nicht rasend zu werden, sage dir immer wieder, daß das Sterben einen dir vorläufig verborgenen Sinn gehabt hat, weil doch so viele Menschen nicht ausschließlich deshalb gestorben sein können, um ein Hinterland von Schreibern und Wucherern zurückzulassen; und daß jene, die nicht sterben mußten, weil sie schreiben konnten, und jene, die wuchern durften, weil sie nicht sterben mußten, die Instrumente einer kulturellen Mission waren, deren Bedeutung wir darum allein nicht schlecht machen sollen, weil sie uns vorläufig unbekannt ist. Sei weise und bedenke, daß es der Staat nicht sein kann, denn Weisheit würde ihn entwaffnen. Begreife, daß Krieg jene Probe auf den Fortschritt ist, durch die das Instrument frei wird und der Knecht sich entschädigt. Wenn Krieg ist und Krieg Krieg ist, so ist nicht der Feind allein, sondern jedermann dein Feind. Shakespeare hat zwar »Maß für Maß« geschrieben, aber er war nie auf dem Korridor des Wiener Landesgerichts, sonst hätte er, unweise genug, gestaunt, wie sein guter Schließer sich im Krieg verändert hat, wie er nur deshalb einen Bernardino anbrüllt, weil Krieg ist und in solchen Zeiten vor dem Tod auch noch etwas Grobheit den Leuten nicht schaden kann, die sonst leicht gar zu übermütig werden. Ich habe solch einer Szene beigewohnt und mich, unweise genug, über die vorbeigehenden Juristen gewundert, die doch auch irgendeinmal von Müttern geboren wurden, weil die Abtreibung der Leibesfrucht strafgesetzlich verpönt ist, und die, wo unsereins zagen Sinnes zwei Fragezeichen setzt, daraus einen einzigen Paragraphen schlingen können. Aber Shakespeare, der ihn gelöst hat, meint nur die Richter, nicht die Krieger, wenn er eine wilde Anklägerin rufen läßt: »Könnten die Großen donnern wie Jupiter, sie machten taub den Gott!« Da es heutzutage gelungen ist, so muß wohl eine Fähigkeit des Donnerns in die Welt gekommen sein, die in keiner früheren Kulturepoche, wo's eben noch keine Donnermaschine und keinen Jupiterersatz gegeben hat, denkbar war. Groß und Klein verfügt über die nötigen Behelfe, deren praktikable Art auch die Kleinen

groß gemacht hat. Was Shakespeare des Weiteren sagt, macht jede Stunde, jeder Fußbreit unseres täglichen Weges zum Erlebnis: » ... doch, der Mensch, der stolze Mensch, in kleine, kurze Majestät gekleidet, vergessend, was am mind'sten zweifelhaft, sein gläsern Element — wie zorn'ge Affen, spielt solchen Wahnsinn gaukelnd vor dem Himmel, daß Engel weinen, die, gelaunt wie wir, sich alle sterblich lachen würden.« Nun, ich höre die Engel weinen. Lachen tu ich an ihrer statt. Zwischendurch schreibe und spreche ich. Und was ich schreibe und spreche, das ist doch schon um ein wenig lauter und lauterer, als was so gemeinhin die Leute schreiben und sprechen. Aber was ich mir denke, was ich mir denke — wenn Gottes Zeugenschaft hierfür zur Stelle wär', dann fiele wohl die Entscheidung zwischen mir und der Macht! Während wir heute noch so miteinander leben können. Aber es ist kein beneidenswerter Zustand, vor eben den Dingen, die zu beweinen sind, über das ganze Gesicht lachen zu müssen und ohne auch nur sagen zu können, warum man in der Laune ist. Ich war immer für die Herrschaft über den niedrigen Menschen eingenommen, und, nun drängt es mich mit aller Gewalt, die dieses Schrecknis über die Seele vermag, zu sagen: daß ich für die Herrschaft des niedrigen Menschen nicht eingenommen bin! Daß ich ins Angesicht einer Tyrannei der Tölpel Revolution machen wollte. Und was, wahrlich, ist alles Ekrasit eines Weltkriegs gegen den Sprengstoff, den jede Stunde nach mir wirft, drängend zu sagen, was nicht mehr zu tragen ist! Denn der Eindruck, dem ich nicht entrinnen kann und gäbs hundertfache Erlaubnis dem Gebiet zu entrinnen, ist nicht das Grauen, sondern die Gleichzeitigkeit einer unberührten Daseinsform, die durch einen mechanischen Eingriff von jenem sich entbunden hat. Bluttaten, die zu verantworten, einst den Täter zum Herrscher gemacht hat, wird nun jeder bessere Diurnist hinter sich haben, denn er hatte sie hinter sich, da er sie beging. Die Menschheit drückt auf den Knopf, wo Tod steht, und weil dies Können ihr die Vorstellung geraubt hat, wie der Tod schmeckt, drückt sie umso beherzter. Ich werde nie fürder mit einem gutmütigen, übelriechenden, triefäugigen Buchhalter sprechen können, weil er plötzlich zu erzählen anfinde, was er bei Belgrad geleistet hat. Jeder, der's getan und nicht erlebt hat, weil er es nur in der Minute erlebt hätte, da er's an sich selbst erlebte, aber dann nicht mehr erzählen könnte, trägt das Ungeheure als fetten Titel mit sich fort und nicht als Alpdruck. Letztes Einssein im Chaos. Blut und Druckerschwärze über dem Kopf der Menschheit; Werke, an denen er nicht Teil hat, wenn er sie verrichtet! Was von keinem Willen zu verantworten wäre, geschieht jenseits aller Verantwortlichkeit. Für das, was wir können, können wir nicht mehr: so hat Technik mit einem Handgriff die Seele bewältigt. Was erleben wir? Die verdient haben, Zeitgenossen des Menschenmords zu sein, weil wir tatlose Zeugen des Tiermords und des Kindermordes waren! Geschähe im elenden Winkelleben unserer Geistigkeit ein Millionstel von dem, woran sie tätig war, es wäre der heiß ersehnte Untergang zu Gunsten jener Seele, der die Fibelbetrüger den Aufschwung eingeredet haben. Nicht daß solches Volk von Kinobesuchern, Zeitungslesern und Maulaffen der Weltgeschichte seinen Suppentopf auf dem Herd fremder Revolutionen kochen will; aber daß es seinen Machtwahn durch fremden Umsturz fortfretten möchte, ist der Humor davon. Unser verlorenes Paradies war ein Irrgarten der Macht, selbst die Schlange war eine Phrase, und es ist der Fluch aller Kreatur, die kriecht und glänzt, sich unversehens in den Schwanz zu beißen. Mag's anderswo, wenn fremder Hunger uns denn sättigt, aus Brotmangel stürmisch werden. Die bessere Revolution wäre unser Teil, wenn wir noch so viel Geistesgegenwart hätten, zu bemerken, was in unsern Gehirnen vorgeht. Aber die effektivste Blockade ist die einer Welt, die durch Taten ihre Vorstellung ausgehungert hat!

Demnächst erscheint:

KARL KRAUS
WORTE IN VERSEN
II

LEIPZIG
VERLAG DER SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

1 9 1 7

Druck der Offizin W. Drugulin
Dreißig numerierte Exemplare auf van Geldern Bütten

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

